



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 5 May 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, May 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

5

Köln, 15. Mai 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Arbeiterin in einer Strumpffabrik Foto: Maage-Bavaria



DGB begrüßt Enzyklika des Papstes

Der Deutsche Gewerkschaftsbund begrüßt die am 26. März 1967 verkündete Sozialenzyklika Papst Paul VI. „Poplorum progressio“ – „Über den Fortschritt der Völker“.

Dieses Rundschreiben knüpft an die großen Sozialenzykliken „Rerum novarum“, Leo XIII., „Quadragesimo anno“, Pius XI., „Mater et magistra“ und „Pacem in terris“, Johannes XXIII., an und behandelt in zwei Teilen, I. „Um einen umfassenden Fortschritt der Menschen“ – II. „Um eine solidarische Entwicklung der Menschheit“, Kernfragen des sozialen Lebens.

Die Grundsätze früherer Sozialenzykliken waren und sind mit ihren Forderungen vor allem in Richtung auf eine Neuordnung der Gesellschaft nach den Prinzipien der Gerechtigkeit mit Richtschnur und Kraft gewerkschaftlicher Arbeit.

Schon beim Gründungskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes Britische Zone 1947 in Bielefeld sagte Hans Böckler: „Aus vielfach unmenschlichen Verhältnissen gilt es, den Menschen zu retten. Den Menschen, und was wir sein Göttliches, seinen Geist und seine Kultur nennen. Zu diesem hohen, heiligen Zweck haben wir Arbeiter, Angestellte und Beamte uns nach dem totalen Niederbruch von Volk, Staat und Wirtschaft in unseren Gewerkschaften zusammengefunden. Unter Hintanstellung alles dessen, was uns früher schied.“

Weil dieser Appell in den Gewerkschaften verstanden wurde und lebendig geblieben ist, seinen Ausdruck fand in den Forderungen des Grundsatzprogramms des DGB, erfüllt es alle Gewerkschaften mit Freude und Stolz, daß diese Arbeit in der neuen Enzyklika ihre Bestätigung findet.

Papst Paul VI. schildert mit Worten unserer Zeit die Sehnsucht der Menschen: „Frei sein von Elend, Sicherung des Lebensunterhalts, Gesundheit, feste Beschäftigung, Schutz vor Situationen, die seine Würde als Mensch verletzen, besseren Unterricht; mit einem Wort: mehr handeln, mehr erkennen, mehr besitzen, um mehr zu sein. Das ist die Sehnsucht des Menschen von heute, und doch ist eine große Zahl von ihnen dazu verurteilt, unter Bedingungen zu leben, die dieses Verlangen illusorisch machen.“ (6) Sorgenvoll klingt seine Feststellung: „Gleichzeitig haben die sozialen Konflikte weltweites Ausmaß angenommen“, und im gleichen Abschnitt heißt es: „Und zu allem kommt der Skandal schreiender Ungerechtigkeit nicht nur im Besitz der Güter, sondern mehr noch in deren Gebrauch.“ (9) Und weiter: „Weniger menschlich, das sind die Züge der Gewalt, die im Mißbrauch des Besitzes oder der Macht ihren Grund haben, in der Ausbeutung der Arbeiter, in der Ungerechtigkeit von Geschäften. Menschlicher: das ist der Aufstieg aus dem Elend zum Besitz des Notwendigen, der Sieg über die sozialen Mißstände, die Erweiterung des Wissens, der Erwerb von Bildung.“ (21)

Der Deutsche Gewerkschaftsbund und seine Gewerkschaften sehen es als eine Bestätigung der von ihnen vertretenen Auffassung an, wenn die Enzyklika zur Frage des Eigentums und seiner Verpflichtung den Verantwortlichen die

Auffassung des Konzils in Erinnerung bringt: „Gott hat die Erde mit allem, was sie enthält, zur Nutzung für alle Menschen und Völker bestimmt, so daß die geschaffenen Güter allen in einer billigen Art und Weise zufließen müssen, wobei Gerechtigkeit der Leitstern und die Liebe ihre Begleiterin ist“. Der Papst fährt dann fort: „Alle anderen Rechte, ganz gleich welche, auch das des Eigentums und des freien Handelns, sind ihm untergeordnet.“ (21) Nach einigen Zeilen heißt es dann weiter: „Mit einem Satz: das Eigentumsrecht darf nach der herkömmlichen Lehre der Kirchenväter und der großen Theologen niemals zum Schaden des Gemeinwohls genutzt werden. Sollte ein Konflikt zwischen den – wohl erworbenen Rechten des einzelnen und den Grundbedürfnissen der Gemeinschaft entstehen, dann ist es an der staatlichen Gewalt – unter aktiver Beteiligung des einzelnen und der Gruppen eine Lösung zu suchen. Das Gemeinwohl verlangt deshalb manchmal eine Enteignung, wenn ein Besitz wegen seiner Größe, seiner geringen und überhaupt nicht erfolgten Nutzung, wegen des Elends, das die Bevölkerung durch ihn erfährt, wegen eines beträchtlichen Schadens, den die Interessen des Landes erleiden, dem Gemeinwohl hemmend im Wege steht. Das Konzil hat das ganz klar gesagt.“ (24)

Die Notwendigkeit, die Gesellschaft gut zu organisieren, wird unterstrichen, aber dabei darauf hingewiesen, daß je besser sie organisiert werde, sie um so eher in der Lage sei, den Menschen zu versklaven. Deshalb sei eine Gesellschaft nur dann menschlich, wenn sie der Intelligenz und der Freiheit Platz lasse.

Das Rundschreiben erinnert noch einmal an Papst Johannes XXIII., der es als eine dringende Aufgabe herausstellte, dem Arbeiter seine Würde zu geben, ihn wirklich am gemeinsamen Werk teilnehmen zu lassen. (28) Eine Steigerung der Produktion hat zwar ihre Berechtigung, aber insoweit sie dem Menschen dient. Es darf nicht vergessen werden, daß sich die Verantwortlichen nicht allein um den wirtschaftlichen Fortschritt, sondern auch um den sozialen Fortschritt sorgen und kümmern müssen. Er zeigt die Gefahr: „Die Technokratie von morgen kann genauso schwere Fehler begehen wie der Liberalismus von gestern. Wirtschaft und Technik erhalten ihren Sinn erst durch den Menschen, dem sie zu dienen haben.“ (34)

Die Bedeutung der Berufsorganisationen wird besonders unterstrichen. Papst Paul VI. wiederholt das, was er in Bombay gesagt hatte. Er verlangt die Errichtung eines großen Weltfonds, der durch einen Teil der für militärische Zwecke ausgegebenen Gelder aufgebracht werden sollte, um den Allerärmsten zu helfen. An einer anderen Stelle unterstreicht er die Bedeutung eines solchen Fonds und sagt: „Wenn so viele Völker Hunger leiden, wenn so viele Familien im Elend sind, wenn so viele Menschen in Unwissenheit dahingleben, wenn so viele Schulen, Krankenhäuser, richtige Wohnungen zu bauen sind, dann ist jede öffentliche und private Vergeudung, jede aus nationalem oder persönlichem Ehrgeiz gemachte Ausgabe, jedes die Kräfte erschöpfende Rüstungsrennen ein unerträgliches Ärgernis. Wir müssen das anprangern! Möchten Uns doch die Verantwortlichen hören, bevor es zu spät ist.“ (53)



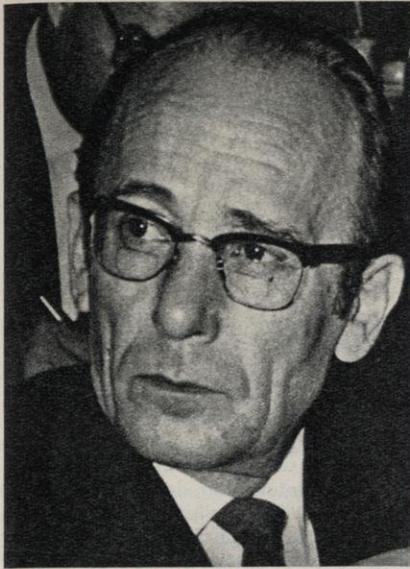
Konrad Adenauer und Hans Böckler wurden gleichzeitig Ehrenbürger der Stadt Köln. Unser Foto zeigt sie bei der Feier im Gürzenich zu Köln. Foto: Udo Hoffmann

Nachruf auf Konrad Adenauer

Der Deutsche Gewerkschaftsbund gedenkt des Mannes, der in der Phase des Wiederaufbaues über 14 Jahre die politischen Geschicke der Bundesrepublik Deutschland und ihrer Menschen verantwortlich leitete. Konrad Adenauer gehörte zu den Männern der ersten Stunde, die mit Mut, Klugheit und Verantwortung es unternahmen, den zusammengebrochenen Staat für die Menschen neu zu gestalten.

Dankbar erinnern sich der Deutsche Gewerkschaftsbund und seine Gewerkschaften des Jahres 1951, als es um die Sicherung der Mitbestimmung in Kohle und Stahl ging. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung übernahm der damalige Bundeskanzler Dr. Adenauer in persönlicher Verantwortung die Verhandlungsführung. Es gelang ihm, in Zusammenarbeit mit den führenden Männern der Gewerkschaft im Parlament eine gesetzliche Regelung zu sichern, die dem Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer in der Montan-Wirtschaft die Grundlage gab. Bundeskanzler Dr. Adenauer hat sich den berechtigten Anliegen der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften nicht verschlossen und war stets bereit, mit den Gewerkschaften über soziale und wirtschaftliche Probleme offen zu sprechen. Konrad Adenauer hat die von ihm übernommenen Aufgaben in dem Gefühl der tiefen Verantwortung gegenüber dem gesamten deutschen Volk gesehen. Dem Verstorbenen verdankt die Bundesrepublik vor allem die Wiederherstellung der politischen Souveränität, die Eingliederung in die europäische Gemeinschaft und die Wiederherstellung des Vertrauens der Welt zum demokratischen Deutschland.

Die deutschen Arbeitnehmer werden das Andenken dieses bedeutenden Staatsmannes und Politikers in Ehren bewahren.



Heinrich Bruns 60 Jahre alt

Der 1. Vorsitzende der Industriegewerkschaft Druck und Papier, Heinrich Bruns, vollendete am 26. April 1967 sein 60. Lebensjahr. 1921, als er in seiner Vaterstadt Hannover eine Lehre als Flachdrucker aufnahm, trat Bruns dem Verband der Lithographen, Steindrucker und verwandter Berufe bei, der nach dem zweiten Weltkrieg in der Industriegewerkschaft Druck und Papier aufging. In Hannover gehörte Bruns nach 1945 zu den Männern der ersten Stunde, die sich um die Wiederbegründung der Gewerkschaften bemühten. Im „Industrieverband Graphisches Gewerbe und Papierverarbeitung“ für Niedersachsen, dem späteren Landesbezirk Niedersachsen der IG Druck und Papier, wurde Heinrich Bruns 1947 zum 2. Vorsitzenden gewählt, im März 1949 wurde er 1. Vorsitzender dieses Landesbezirks. Der 6. Ordentliche Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier wählte ihn 1962 in Stuttgart zum 1. Vorsitzenden der Gesamtorganisation, 1965 wurde er vom 7. Ordentlichen Gewerkschaftstag in Berlin bestätigt. Als Vorsitzender der IG Druck und Papier ist Bruns auch Mitglied des DGB-Bundesvorstandes.

„aufwärts“ wünscht Heinrich Bruns Gesundheit und Kraft für seine weitere Arbeit.

DGB zur Einführung der Mehrwertsteuer

Der Deutsche Gewerkschaftsbund begrüßt nach wie vor grundsätzlich die Bestrebungen der Bundesregierung und des Deutschen Bundestages zur Einführung des Systems der Mehrwertsteuer. Dies wurde bereits in der „Stellungnahme des Deutschen Gewerkschaftsbundes zur Nettoumsatzsteuer mit Vorsteuerabzug“ vom Dezember 1963 zum Ausdruck gebracht.

Gleichzeitig erneuert der DGB jedoch eindringlich die in dieser Stellungnahme ausgesprochene Warnung vor Preiserhöhungen als Folge der Mehrwertsteuer.

Insbesondere die geplante Anwendung des normalen Steuersatzes von 10 v.H. bei Wohnungsbauleistungen würde zu einer Verteuerung der Mieten um teilweise über 4 v.H. führen. Nach den Mieterhöhungen, die im Vollzug des Lücke-Planes auftraten, ist den Mietern eine derartige Mehrbelastung nicht zuzumuten. Der DGB fordert daher nachdrücklich für Lieferungen und Leistungen im Wohnungsbau eine Ermäßigung des Steuersatzes auf 7 v.H. oder eine entsprechende Steuervergütung. Nach einschlägigen Berechnungen wäre eine solche Sonderregelung fiskalisch durchaus zu verkraften. Darüber hinaus erwartet der DGB, daß die Bundesregierung die konjunkturpolitischen Auswirkungen des Gesetzes sorgfältig beobachtet. Durch Vorkehrungen im Gesetz selbst oder durch Einsatz geeigneter konjunkturpolitischer Mittel müssen nachteilige Folgen für Vollbeschäftigung und Wachstum ausgeschaltet werden.

DGB gegen Milchpreiserhöhung

Der Deutsche Gewerkschaftsbund wendet sich entschieden gegen die vom Kabinett auf Vorschlag des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten beschlossene Erhöhung des Trinkmilchpreises um zwei Pfennig je Liter. Dieser Beschluß steht im Widerspruch zu den Erklärungen der Bundesregierung, sich im Rahmen der „konzertierten Aktion“ für eine Stabilisierung des Preisniveaus einzusetzen.

Schon heute droht in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft eine Überproduktion an Milch und Milcherzeugnissen, die der Markt wegen zu hoher Preise nicht aufnimmt. Weitere Preisanhebungen müssen diesen Trend noch verstärken. Die Verminderung der Kaufkraft durch Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit und die mit einer Milchpreiserhöhung verbundene Belastung kinderreicher Familien, die auf den Kauf von Trinkmilch angewiesen sind, sprechen ebenfalls eindeutig gegen die beschlossene Preiserhöhung.

Jugendliche helfen Kranken

Ich liege im Krankenhaus. Wochentag. Sonntags kommen freiwillige Helferinnen. Es sind Mädchen, die an Werktagen – meist in der Ausbildung – in Betrieben tätig sind. Auch Schülerinnen sind darunter. Sie verrichten mit besonderem Eifer, ohne dafür eine Vergütung zu erhalten, ihre Aufgaben. Eine dieser Jugendlichen fragte ich an einem sonnigen Frühlingstag, ob sie ihren Entschluß nicht als ein Opfer empfinde. Die Sechzehnjährige antwortet: „Alles, was man gern tut, ist schön.“

Auch das ist unsere Jugend. Von ihr wird zu selten gesprochen. Ihr Dienst vollzieht sich im verborgenen; dies ist auch ihr Wunsch. Meine Hochachtung gilt solchen Mädels, verbunden mit der Hoffnung, daß jede von ihnen in ihrem Leben gute und hilfreiche Menschen zur Seite haben möge, wenn sie selbst irgendwie in Bedrängnis geraten sollte.

Otto Scheugenpflug

WIR MÜSSEN **STARK** SEIN
GERADE JETZT
DGB



Uns respektiert man.
Wir halten zusammen.
Wir und unsere
DGB-Gewerkschaften.

Jugend - Demokratie - Nation

Zu einer Tagung der Jungsozialisten

Die politische Öffentlichkeit, insbesondere außerhalb unserer Grenzen, hat mit Sorge und Bestürzung auf die Zunahme nationalistischer und rechtsradikaler Tendenzen innerhalb der Bundesrepublik sowie auf die Wahlerfolge der NPD reagiert. Das ist durchaus verständlich. Die besorgten und bestürzten Beobachter sollten aber zumindest mit der gleichen Aufmerksamkeit zur Kenntnis nehmen, daß die politisch engagierte Jugend in unserem Lande sich der Auseinandersetzung mit diesen Gefahren der Demokratie nicht entzieht, sondern deutlich stellt. Das zeigen u.a. viele entsprechende Veranstaltungen der konfessionellen, politischen und gewerkschaftlichen Jugend in den vergangenen Monaten.

Eine besonders wichtige Maßnahme dieser Art stellte der überregionale Kongreß der Jungsozialisten zum Generalthema „Jugend - Demokratie - Nation“ in Braunschweig dar. Den Veranstaltern ging es bewußt nicht um eine Antidemonstration; es sollte vielmehr der Ausgangspunkt für eine geistige Auseinandersetzung mit dem Rechtsradikalismus erarbeitet werden. Da die Jungsozialisten zu Recht der Meinung sind, daß diese Auseinandersetzung nicht Aufgabe einer Partei allein sein sollte, luden sie nicht nur ihre Mitglieder, sondern auch Vertreter des öffentlichen Lebens, anderer Jugendverbände und der Bundeswehr ein. Den Gästen wurde logischerweise volles Mitwirkungs- und Rederecht eingeräumt.

Protest - positives Element der Demokratie

Das einleitende Referat zum Thema „Volk und Parteienherrschaft in der Demokratie“ hielt Professor Ehmke, seit kurzem Staatssekretär im Bundesjustizministerium. Nach seiner Auffassung ist die Demokratie bei uns mehr als in jedem anderen Land eine Sache der Jugend. Deren geschichtliche Aufgabe und Verpflichtung sei es, so etwas wie den Nationalsozialismus nie wieder hochkommen zu lassen. Als Ziel der Politik bezeichnete er es, die Welt durch praktisches Handeln zu verändern. Deshalb wandte er sich gegen bloße Bekenntnisse, gesinnungsstarke Proteste und eine theoretische Verklärung einer Idealdemokratie. Das sei kein politisches Engagement. Professor Ehmke hob hervor, daß das notwendige politische Handeln heute weitgehend an die Organisationsform der Parteien gebunden ist. Daraus leitete er seine Forderung ab: „Die Jugend, der es mit den ihr aus der Geschichte erwachsenen politischen Verpflichtungen ernst ist, muß daher den Weg in die demokratischen Parteien finden.“ Für den Referenten ist die Nation nicht „ein völkischer oder sonstwie natürlicher, sondern ein politisch-geschichtlicher Verband“; den Begriff „Vaterland“ definiert er als „das Stück Welt, für das wir unmittelbar politische Verantwortung tragen“. Professor Ehmke ging auch ausführlich auf das Verhältnis zwischen den beiden Teilen Deutschlands ein. Er plädierte u.a. für eine endgültige Überwindung des sterilen Antikommunismus in der Bundesrepublik, deren politische Ordnung im übrigen noch viele Schwächen und Mängel aufweise. Im Vergleich zur Situation in der DDR hätten wir aber unsererseits keine Gründe für Minderwertigkeitskomplexe. Besonders scharf kritisierte Professor Ehmke, daß sich die DDR der gemeinsamen Verantwortung für die jüngere deutsche Vergangenheit



nicht stellt. Wörtlich führte er dazu aus: „Von den Unbelehrbaren bei uns, die so gern einen dicken Strich unter die Vergangenheit ziehen möchten, unterscheidet sich die SED nur dadurch, daß sie diesen Strich schon gezogen hat und daß es sich bei ihr um einen roten Strich handelt.“ In der anschließenden Diskussion stimmten die Redner dem Referenten in den grundsätzlichen Thesen, von denen hier nur einige wiedergegeben werden konnten, zu. In einigen Punkten, und vor allen Dingen in einigen aktuellen politischen Sachfragen, bestanden dagegen zum Teil nicht unerhebliche Meinungsunterschiede. Die meisten Diskussionsredner bewerteten z.B., ohne sich deshalb gegen die notwendige sachliche und praktische Mitarbeit auszusprechen, den politischen Protest wesentlich positiver als der Referent. Sie wiesen als ein überzeugendes Beispiel auf die erfolgreichen Proteste der Gewerkschaften gegen die Notstandsgesetzgebung, insbesondere gegen die ursprünglichen Vorlagen, hin. Außerdem unterstrichen sie, daß die politischen Parteien der jungen Generation mit wesentlich mehr Offenheit und Bereitschaft, in der Kritik ein positives Element der Demokratie zu sehen, begegnen müßten.

Jugend und Vergangenheit

Die ergebnisreichsten und gründlichsten Diskussionen fanden in vier Arbeitsgemeinschaften statt. Sie befaßten sich mit dem Verhältnis der Jugend zur Vergangenheit, dem Nationalismus der Vergan-

genheit und der Zukunft der Nation, der Notwendigkeit von Konflikten und Kompromissen in der Demokratie sowie den Möglichkeiten und Grenzen der Verantwortung des Staatsbürgers. Natürlich ist es nicht möglich, hier detailliert über die stundenlangen Beratungen zu berichten. Es seien nur einige besonders wichtige Ergebnisse festgehalten:

So war man sich z.B. einig, daß persönliches Freisein der Jugend von Schuld für die Vergangenheit nicht mit dem Aussteigen aus der Geschichte gleichgesetzt werden kann. Es gibt zwar keine Kollektivschuld, wohl aber eine Kollektivverantwortung für die Bewältigung der Probleme, die aus der Vergangenheit resultieren. Niemand sprach sich dafür aus, in der Nation den höchsten Wert zu sehen. Deutlich trat hervor, daß über die Stärke und Verbreitung des Nationalgefühls in der Bundesrepublik heute vor allen Dingen unter der Jugend unterschiedliche Auffassungen bestehen. Das galt verstärkt für die Frage, ob Nationalbewußtsein zur Festigung unserer demokratischen Verhältnisse überhaupt notwendig ist. Die Diskussionen wurden dadurch erschwert, daß sich die Teilnehmer auf keine gemeinsame Definition für den Begriff „Nationalbewußtsein“ einigen konnten. Alle Kongreßteilnehmer stimmten darin überein, daß eine der wichtigsten Formen der „Bewältigung der Vergangenheit“ darin bestehen muß, daß die Jugend sich heute politisch engagiert. Sie wird in Zukunft einmal daran gemessen werden, ob sie dieser Verpflichtung ausreichend nachgekommen ist. Dazu gehört vor allen Dingen die bewußte

Foto: Werner Müller

Wahrnehmung der politischen Rechte und Pflichten.

Zum Abschluß des Kongresses sprach auf einer öffentlichen Veranstaltung der Minister für gesamtdeutsche Fragen, Herbert Wehner, zum Thema „Unsere Nation in der demokratischen Bewährung“. Er unterstrich, daß unser Volk die Ursachen der Teilung Deutschlands nicht vergessen dürfe. Dazu gehöre vor allen Dingen das Unglück, das wir über viele andere Völker gebracht haben. Wir müßten uns ständig fragen, ob wir wirklich alles getan haben, um wiedergutzumachen.

Aufrechnung von Unrecht sei nicht möglich. Keine Partei könne einen Monopolanspruch auf den Begriff „national“ erheben. Die NPD sei weder national noch demokratisch. Der Minister äußerte seinen Stolz darüber, daß gerade die Vertreter der Arbeiterschaft vor vielen Jahrzehnten sittliche Postulate und Solidarität in die politische Auseinandersetzung einführt. Herbert Wehner forderte, daß die Bundesrepublik eine konsequente Entspannungspolitik betreibt. Dazu gehört u.a. der Einsatz für den Abbau des Rüstungsniveaus in Europa, der Verzicht auf die Produktion und Verfügungsgewalt über Atomwaffen, der Ausschluß jeder Gewaltanwendung bei der Änderung von Grenzen und Demarkationslinien, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu allen osteuropäischen Staaten ohne Vorbedingungen und die Verbesserung des Verhältnisses zur UdSSR.

Die Zielsetzung des Kongresses bestand nicht darin, endgültige und verbindliche Antworten für die behandelte Problematik zu finden, sondern einen wichtigen Beitrag zur geistigen Auseinandersetzung zu leisten. Das ist eindeutig gelungen. Die politisch engagierte Jugend hat bei aller (nicht selten notwendigen) Kritik an den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten ein durchaus positives Verhältnis zur Demokratie. Eine solche eindeutige Aussage läßt sich über das Verhältnis der Jugend zur Nation nicht treffen. Hier ist die Skala der unterschiedlichen Meinungen sehr groß. Nach meiner Auffassung brauchen wir uns darüber keine großen Sorgen zu machen. Es ist nicht wichtig, daß die Jugend unbedingt eine einheitliche Meinung über die Notwendigkeit des Nationalbewußtseins entwickelt. Von viel größerer Bedeutung für die Bewertung der Demokratie in unserem Lande scheint mir zu sein, daß diese politische Jugend, wie in Braunschweig geschehen, sich der Auseinandersetzung mit dem Rechtsradikalismus stellt und außerdem bereit und fähig ist, sachlich, fair und offen miteinander zu diskutieren.

Christian Götz

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Junge Schriftsteller lesen

Zum 4. literarischen Werkstattgespräch hatte der Journalist Dieter Schmidt 17 junge Schriftsteller in das Gewerkschaftsheim in der IG Textil/Bekleidung nach Drenke bei Beverungen eingeladen, wo sie, fernab von jedem Betrieb, aus ihren Arbeiten lasen. So wie sie hier für sich und füreinander lasen, herausgelöst aus den Situationen, in die ein Deutscher des Jahres 1967 gestellt ist, klang auch ein Großteil der Texte. Von einem erhöhten Beobachtungsplatz aus wird notiert, was geschieht. Aber man bewahrt Distanz und riskiert nicht, sich in das zu verwickeln, was man erkannt hat, sich zu engagieren. Gewiß, noch junge Menschen, frisch, unverbraucht – und doch schon gezeichnet von der Resignation. Da gibt es die eine Gruppe von Autoren, denen es gar nicht erst um ihre Realität ging, sondern die sich in eigene Welten oder nur persönlich erlebte Weltausschnitte flüchteten. Ulrich Krause (Hamburg) experimentierte mit der Sprache: Er will eine neue finden. Katrine von Hutten (Saarbrücken) tritt den Rückzug an: Sie reflektiert nach innen, isoliert sich von der Gesellschaft.

Margarete Jehn (Bremen) entdeckt für sich ein Dorf. Der Heidelberger Student Jürgen Billich, wohl eine der hervorragendsten Begabungen, baut sich eine eigene Welt auf. Seine walterschen Miniaturen vermitteln diesen Eindruck, wengleich Billich abwehrt: Er wolle Historie schreiben; und das heißt nach der Grundbedeutung, über etwas zu schreiben, bei dem man „dabei“ war. Jenes „Dabei“ ist das Thema der zwei-



Von links nach rechts: Frank, Born, Hutten, Krause. Foto: Resi Schmidt-Langner

ten Gruppe, der Realisten. Sicherlich hat jeder von ihnen einen anderen Ausgangspunkt und andere Stilmittel, aber sie sind sich darin einig, zu beschreiben, was sie umgibt. Theodor Weisenborn (Köln) und Karlhans Frank (Düsseldorf) schildern Krankheitsvorgänge, patholo-

gische Fälle. Hannelies Taschau (Essen) registriert in Briefform eine „Bewußtseinslage“. Angelika Mechtel (München) studiert ein Milieu, und Nicolaus Born (Berlin) zeichnet Momente der Wirklichkeit auf, kühl diagnostiziert, aber eben nur dargeboten.

Der Leser darf konsumieren; aber er muß nicht, er wird nicht reagieren. Er nimmt diese Situationsschilderungen hin, und wenn sie auch noch so überlegt formuliert sind. Bei Arnfried Astels Aphorismen lacht der Leser vielleicht einmal kurz. Aber damit ist die Sache dann erledigt.

Mancher wird sich wundern, wenn er die anderen künstlerischen Ausdrucksformen der heutigen jungen Generation mit diesen Ergebnissen vergleicht. Denn während man sich dort durch eindeutige Politisierung der Kunst vom Kulturbetrieb absetzt, scheint sich ein Teil dieser jungen Autoren nur privat mit Politik und Gesellschaft zu beschäftigen. Literarisches jedoch hat für sie nichts mehr mit der Politik zu tun.

In Drenke gab es wenigstens dauernde kritische Anmerkungen, die dieses Engagement suchten. Und es gab zwei, wengleich nur andeutungsweise gelungene Versuche, Literatur als etwas zu begreifen, das nicht nur für Lese-Feststunden sorgt, sondern sich in der Gesellschaft engagiert. Peter Schütts (Hamburg) Agitationstexten fehlte noch die Sensibilität, die sie vom Leitartikel abheben könnte. Paul Gerhard Hübschs (Frankfurt) Gedichte zählten zu den wichtigsten Arbeiten des Treffens. Er übte jedoch den Redeschwall seines überschäumenden Engagements noch ein wenig zügelnd.

ruk

Haus Edith

Von Angelika Mechtel

Bienenbraun die Flüssigkeit im Glas. Das dritte heute abend. Morgen früh wieder Betten machen, Zimmer kehren, Staub wischen, Waschbecken, Küche. Aufgeregt hüpfte die kleine Person vor der Rezeption in die Höhe. Staub war unter ihrem Tisch. Ach, soviel Staub! Unter dem Tisch. In Zimmer acht. Oben unterm Dach hat die kleine Person rosa Kugelseife liegen. Die riecht so gut, daß das Zimmermädchen von Haus Edith sich immer wieder die Hände vollschäumt, den Schaum an die Nase hält. So rosa Kugelseife. Morgens gegen neun. Abends die Bar. Saisonpoliert. Cola mit Schuß 3,50. Barhocker. Das Zimmermädchen von Haus Edith hockt auf einem. Beide Beine in himmelblauen Hosen hochgezogen. Der Barkeeper legt die Arme auf die Theke. Leger und distinguert, weißhemdsärmelig. Neben dem Mädchen sitzen zwei Urlauber: „Toller Wagen, der Amerikaner!“ „Wir müssen noch essen gehn.“ „Gehn wir doch in das Lokal da, wo der rote Wagen vor steht.“ Wenn der Barkeeper nach einer der Flaschen greift, die hinter ihm aufgereiht sind, auf dem fünfgeschossigen Teakholzregal aufgereiht, streckt sich die schmale Taille. Der Alkohol ist ausländisch. Trinkwasser wird auf der Insel mühsam hochgepumpt. Die beiden neben Ulla sind im Urlaub: „Unsre Zimmernachbarn essen jeden Tag im Europa. Man sieht die Dampfer da ankommen.“ „Toller Wagen, der rote Amerikaner!“ „Die kommen aus dem Rheinland.

Koblenz oder so. Essen immer im Europa. Heut abend soll noch ein Dampfer kommen.“ Mit dem Aufzug bis unters Dach, fünfter Stock, fährt das Zimmermädchen von Haus Edith. Zehn Zimmer hat der Flur. Acht Doppel, zwei Einzel. Die Aufzugstür schabte auf dem Kokosläufer. Zimmer neun ist frei. Der Gang riecht nach Schlaf, nach abgestandener Atemluft. Körpergeruch, in Bettwärme entwickelt. Der Gang riecht nach Toilette. Hinter Nummer acht läuft der Wasserhahn. Rosa Seifenschäum. Die kleine Person gurgelt. Hüpfte vor dem Waschbecken: Staub unterm Tisch. Nummer neun hat das Fenster geöffnet. Nordseewetter. Wind und Regen. Blick aufs Meer kostet zwofünfzig mehr. Den andern Gang macht Meta. Bei Ulla sind die Zimmer billig. Mit Blick in den Metzgerhof von Okkensen. 5,20 das Einzelzimmer. 10% Bedienung. Wird das Frühstück nicht im Hause eingenommen, kostet das eine Mark mehr. Frühstück 2,30. Vierzehn Tage Stachelbeermarmelade. Mit Blick aufs Meer Erdbeermarmelade. Der Barkeeper gibt Feuer. Die Gasflamme springt auf Anhieb hoch. Hat man Feuer bekommen, sagt man: Danke. Der Barkeeper sieht einen an. Die neben Ulla reden zwischen den Schlucken: „Heut abend ist Kurkonzert.“ „Toller Wagen, der rote Amerikaner!“ „Wenn wir rechtzeitig im Europa sind, können wir zuhören. Direkt neben der Terrasse spielen sie. Unsere Zimmernachbarn hören auch zu, jeden Abend.“ Bienenbraun die Flüssigkeit im Glas.

Süß, schluckt man sie bedächtig über die Zunge. Hinterher Brand im Rachen. Nachmittags sieht man den Barkeeper auf der Strandpromenade. Im Herbst ist der auch nicht mehr hier. Des Barkeepers Arme sind braun von der Nordseeluft. Werner legt die Arme auf die Theke, leger und distinguert, wenn er einem was sagen will. Ist das Glas leer, schenkt er nach. Die beiden neben Ulla sind gestern angekommen. Heute morgen lagen ihre Sachen noch im Zimmer 'rum. Ist das Zimmermädchen von Haus Edith in der Besenkammer, sich einen Blocker zu besorgen, hört es den Aufzug rauschen. Der Mechanismus klickt an jedem Stockwerk. Erster Stock – klick, Zweiter, Dritter, Viertes Stock – klick. Der Lift steigt hoch. Die Kabine beleuchtet, resopalverkleidet. Erst ein Herrenhut, halbhändig tiefer ein Damenhut. Zweimal zwei Augen, zweimal Regenmantel, Hosenbeine, Blankbeine, Herrenschuhe, Stöckelschuhe. Die Tür schabte auf dem Kokosläufer. Zimmer Nummer sechs. Doppel 10,50 pro Nacht. Blick auf Okkensen Metzgerhof. Ulla hebt den Blocker mit beiden Händen, vom Gewicht erhängt. Die beiden schließen Nummer sechs hinter sich. Toller Wagen, der rote Amerikaner. Das Zimmermädchen von Haus Edith blockt neun Zimmer im billigsten Stockwerk. Unterm Dach. Nordseewetter. „Allemanns Sohn hat geheiratet. Nun doch die kleine Stenotypistin. Hab ich dir doch von erzählt!“ „Son Wagen!“

„Die Zimmernachbarn, die aus Koblenz oder so, die machen morgen einen Ausflug nach Helgoland, mit 'm Seebäderschiff. Müssen wir auch mal machen. Dienstags und donnerstags fahren die.“ Jemand ist an der Musikbox. Das Geldstück fällt. Die Platte klinkt aus. Der Saphir kratzt, hört man genau hin. Bienenbraun die Flüssigkeit im Glas. Schon das dritte Glas. Das Zimmermädchen von Haus Edith hat heute frei. Morgen wieder Betten machen, kehren, Staub wischen, blocken, Waschbecken. Ulla streut Scheuersand aufs weiße Porzellan, läßt Wasser auf den Putzlappen laufen, reibt. Da bilden sich Dreckstreifen, Dreckhöfe, Dreckinseln, Dreck. Das schiebt sich zusammen, klumpt auf dem Porzellan, hängt sich in den Lappen. Das Zimmermädchen dreht den Wasserhahn auf, schleust mit der rechten Hand und der linken den Dreck ins Abflußrohr. Dann noch mal rosa Kugelseife. Nebenan gurgelt Nummer sieben.

Heute abend die Bar. Der Barkeeper Werner hat eine schmale Taille, wenn er sich streckt. Die aus Zimmer Nummer sechs bestellen keinen zweiten. „Ist was?“ fragt Werner. „Was soll sein?“ Das Zimmermädchen von Haus Edith stemmt beide Ellenbogen auf die Theke, „wir haben noch 'n paar Tage hin.“ Der Barkeeper gibt ihr noch einen. Hinten fällt das Geldstück im Musikautomaten. Kost und Logis frei, in Haus Edith, Saisonhilfen werden gesucht, 350,— brutto.

Mein Freund Markos

Erzählung von Paul Schallück

Da war ich schon, ich hab aber nicht mit ihm sprechen können. So gegen vier bin ich weg, das Stückchen bis zum Zülpicher bin ich zu Fuß gegangen, am Zülpicher wollte ich in die Straßenbahn steigen. Als sie zum Stehen kam, stand ich genau richtig, in der zweiten Reihe, und als all die Leute hineindrängten, wollte ich auch, aber dann fiel mir noch früh genug ein, daß ich keinen Pfennig Geld in der Tasche hatte, so was Blödes, dachte ich. Ich bin also wieder nach Haus und hab mich auf den Hocker gestellt, um mein Sparschwein vom Schrank zu holen, da war genug drin, in der Küche hab ich's einfach auf die Steinfliesen fallen lassen. Dann bin ich zurück zum Zülpicher Platz und hab sofort eine Bahn bekommen, die zum Ebertplatz fuhr, und ich bin gleich an die mittlere Tür zum Aussteigen, denn schon nach drei Haltestellen rief die Schaffnerin Hochhaus. Da mußte ich wieder raus. Ich hatte gedacht, wenn ich die Ritterstraße runtergehe, muß ich hin-

Schirmmütze, und ich hab gefragt, ob das der Klingelpütz ist, ja, sagt der, das wär er, und dann hab ich gesagt, daß ich Markos besuchen will, aber er wollte erst wissen, wer das ist, ob das vielleicht mein Papa ist, so was Blödes, sag ich, Markos ist doch mein Freund, und dann wollte er wissen, ob der nicht noch einen zweiten Namen hat, das weiß ich nicht, sage ich, so ein Kleiner mit pechschwarzen Haaren und Augen, den müssen Sie doch kennen, Markos aus Lakrizza. Moment mal, sagt er und macht die Klappe zu, und ich höre, wie er weggeht, und als er dann die Klappe wieder öffnet, sagt der Polizist, er kennt hier keinen Markos Lakrizza, und ich sage, ich hab doch nicht gesagt, daß er Markos Lakrizza heißt, er heißt Markos und kommt aus Lakrizza oder so, da unten in Griechenland, und daß er im Klingelpütz sitzt, weil die Polizisten ihn mitgenommen haben, und daß ich ihn unbedingt sprechen muß. Aber statt ihn zu rufen, fragt der, wie alt ich

les gibt, um was nach Griechenland runterzuschicken, dabei hat er mich an der Hand genommen, zuerst war mir's etwas peinlich wegen der Leute, aber dann hab ich mir gesagt, daß er mein Freund ist, und da hat mir's kaum noch was ausgemacht. Daß du mich nicht verlieren gehst, hat er gesagt, er konnte noch nicht ganz richtig sprechen.

Und an dem Abend dachte ich, daß er heute eigentlich kommen muß, und ich wartete, aber dann hatte ich mich schon damit abgefunden, daß er doch nicht kommt, er kam ja nicht jeden Tag, und gerade als ich in die Falle steigen will, pfeift draußen einer, ich geh ans Fenster und seh', daß Markos unten steht, aber es war komisch, und ich dachte, warum er jetzt pfeift, vielleicht ist es einer von Gretes Freunden, und sie gehen wieder auf ihr Zimmer und spielen Schallplatten und lachen und kichern, daß ich

mal gesagt hatte, die taugen alle nichts, ich wollte wissen warum, und sie hat herumgedrückt, ach, das verstehst du noch nicht, warum ich das nicht verstehe; sie hat jetzt keine Zeit, sagt sie, sie erzählt es mir später, immer haben die keine Zeit, ich wollte es aber sofort wissen, und dann hat sie gesagt, weil die alle schmutzige Fingernägel haben, und wer schmutzige Fingernägel hat, der taugt eben nichts. Darum war ich froh, daß Markos seine pikobello waren, und ich dachte, jetzt muß sie ja einsehen, daß Markos nicht so einer ist wie all die andern mit den schmutzigen Fingernägeln. Grete hat auch kaum was gesagt, sie hat ihn immer nur angesehen, so von der Seite, mir wäre das peinlich gewesen. Nur Vater hat mit ihm geredet, das fand ich einfach prima. Er ist nämlich selbst mal da unten gewesen, im Krieg, er kennt die Gegend, wo Markos herkommt. Ich wollte, es wär wieder mal Krieg, dann komme ich auch nach Griechenland, ich möchte gern



kommen. Ich gehe also die Ritterstraße, bis ich auf die Plankgasse stoße, aber die kannte ich nicht, und dann bis zur Eintrachtstraße, die kannte ich, aber ich dachte immer, die liegt ganz woanders, da wo Kardinal Frings wohnt. Von weitem hab ich ab und zu den Turm von Sankt Ursula gesehen, ich wußte aber trotzdem nicht, wo ich war. Gott sei Dank kam dann ein Mädchen aus dem Bäckerladen, das wußte sofort Bescheid, wie ich gehen mußte, zurück und dann links und immer den Klingelpütz runter. Klingelpütz, sag ich, ist das denn auch ne Straße, na klar, sagt die Kleine, da wohnt doch meine Tante. Das hatte ich nicht gewußt, und als ich zurückgehe, da ruft sie hinter mir her, ob sie mich einsperren, nee, sag ich, ich will bloß den Markos besuchen, ob sie's geglaubt hat, weiß ich nicht, ist mir auch egal, die war ja noch klein. Und dann hab ich ihn auch schon gesehen, viel höher als all die Häuser und aus rotem Backstein und eine hohe Mauer drum herum, und da war ich sicher, daß ich ihn gefunden hatte. Der Eingang ist ein ganz großes Eisentor und grün angestrichen, muß wohl, dachte ich, die müssen ja mit der grünen Minna da durch. Aber da auf der Wand war ein Schild, da stand Gefängnis und Untersuchung und so, und ich dachte, vielleicht bin ich doch falsch, vielleicht ist das ein Krankenhaus. Dann hab ich aber doch geklopft, und eine der beiden Klappen wurde geöffnet. Zuerst hab ich nur das Gesicht gesehen, dann aber auch die

denn bin, und ich sage, daß ich zehn bin, das stimmt ja auch ungefähr, weil ich ja schon übernächsten Monat Geburtstag habe. Dann hat er gelacht und hat gesagt, mein Freund Markos ist hier nicht, ich soll schön wieder nach Haus gehen. Und als er die Klappe wieder schließen wollte, hab ich schnell das Eisamstiel dazwischengesteckt, und er macht nochmal auf und fragt, was das ist, und ich sage, das wär Eisamstiel, wenn ich's ihm nicht geben darf, soll er's wenigstens tun, es war schon ein bißchen weich geworden in der Hosentasche, aber sonst war's noch gut, und Markos soll wissen, daß ich ihn nicht vergesse, das soll er ihm unbedingt sagen, und dann bin ich weggelaufen.

Sie kennen doch das Schokoeisamstiel, das hat er am liebsten gegessen, ich hab's an unserm Büdchen gekauft, als ich mit dem Geld zum zweitenmal zum Zülpicher gerannt bin, das Schokoeis, das Markos immer genommen hat, hab ich der Frau gesagt, und die wußte sofort Bescheid, weil Markos ja öfter mit mir dahin gegangen ist. Meist spät nachmittags ist er zu uns gekommen, Vater hatte Spätschicht und Mutter war zum Kellnern, ich war mit Grete allein, Pätär hat er gerufen, und dann wußte ich, daß wir Eisessen gehen. Manchmal sind wir auch in die Stadt gefahren oder ins Kino, wenn ich Vater gefragt hatte, über den Ring oder durch die Schildergasse, wir haben uns Schaufenster angesehen, weil Markos wissen mußte, was es bei uns so al-

nicht einschlafen kann, es war schon fast dunkel. Von mir aus durfte Markos kommen, wann er Lust hatte, er gehörte ja schon zur Familie. Ich hab ihn nämlich eines Tages mit nach Haus gebracht, weil Mutter immer gemosert hatte, sie wollte meinen Freund mal kennenlernen. Ich hab ihm Vater vorgestellt und Mutter und natürlich auch Grete, und er hat mit uns gegessen, es war Sonntagmittag, nachher hat Vater eine Flasche Wein aufgemacht, und Markos hat von Lakrizza erzählt, von seiner Frau und seinen Kindern, zwei Mädchen hat er und einen Jungen, der Junge heißt Alexandros, er ist genauso alt wie ich, und daß er alle mächtig gern hat, und daß er stolz ist auf Griechenland, weil das nämlich schon sehr alt ist. Ich hab mich nur geärgert, weil Mutter so albern gelacht hat, wenn er mal ein Wort nicht richtig ausgesprochen hat. Vater hat Mutter angeblitzt, und dann ist er ganz kurz mal wütend geworden und hat gesagt, sie soll mal versuchen, griechisch zu sprechen, und daß Markos schon ausgezeichnet Deutsch kann, danach hat Mutter nicht mehr gelacht. Ich wollte genau darauf achten, was sie für ein Gesicht machte. Hinterher hat Markos zugegeben, daß er gemerkt hat, wie sie ihn gemustert und auf seine Hände gestarrt hat, und ich hab gesagt, daß er sich nichts draus machen soll, Mutter hätte sich bestimmt nichts dabei gedacht. Ich konnte ihm doch nicht sagen, wie froh ich war, daß sie pikobello waren, weil Mutter nämlich

wissen, wie der Alexandros so ist, ich hab nämlich ne Menge mit ihm zu besprechen. Also die beiden haben die ganze Flasche ausgetrunken und von Griechenland erzählt, und am Schluß hat Vater gesagt, er soll wiederkommen, damit sie weiter über Griechenland reden können. Als er weg war, hab ich Mutter gefragt, ob sie jetzt zufrieden ist, und sie hat gesagt, na ja, es geht, er hat wenigstens keine schmutzigen Fingernägel. Da hat Grete sie ausgelacht, sie immer mit ihren Fingernägeln, das wär Blödsinn, und daß er ihr ganz gut gefallen hat, weil er so schwarze Augen hat, und da war ich mächtig stolz auf Markos. Dann ist er immer wieder gekommen, obwohl Mutter mal gesagt hat, ob das richtig ist, daß ich jetzt nur noch mit Markos verkehre, aber Vater hat gesagt, daß ich den Fritz ja nicht abgeschrieben habe, und daß der Markos ein anständiger Kerl ist, daß Mutter froh sein soll, weil er auf mich aufpaßt. Natürlich konnte Vater wegen seiner Spätschicht nicht immer dabei sein, und Mutter auch nicht, aber Grete war oft da, und sie interessierte sich genauso für Griechenland wie ich. Ich hab meinen Atlas geholt, und dann sind wir stundenlang durch Griechenland gewandert, und Grete sagte, vielleicht fährt sie nächstens mal hin, mit Turopa, wenn sie Urlaub hat. Markos hat sich gefreut, daß sie's wollte, und sie soll warten, bis er auch Urlaub hat, dann können sie zusammen fahren. Ein paar Tage später bringt er ihr so ein Stück von einem ganz

Illustrationen: Hanneliese Martin

alten Ölbaum mit, mir hat er vier Briefmarken geschenkt. Ich hätte ja lieber den Ölbaum gehabt, weil das nämlich ein Talisman ist, ganz unten von einer Wurzel, Grete hat ihm versprochen müssen, daß sie ihn von jetzt an auch immer bei sich trägt. Später ist Grete dann manchmal mit uns spazierengegangen, aber ich war mit Markos noch immer viel öfter zusammen, Grete war elfmal mit uns, und ich war mit Markos allein schon zweiundzwanzigmal, seitdem er zu uns nach Haus gekommen ist. Im Sommer sind wir dann auf dem Monto Klamotto gewesen, neben dem Aachener Weiher, es war ganz warm, wir haben uns ins Gras gelegt und haben uns was erzählt und irgendwelchen Unsinn gemacht mit Kitzeln und so, und nach einiger Zeit fragt Grete, ob ich nicht Lust habe auf Eisamstiel. Ich hatte natürlich, aber ich hab nein gesagt, weil sie dann mit ihm allein gewesen wär, das zählt nämlich doppelt. Aber dann bin ich doch gegangen, weil Markos auch Lust hatte. Ich bin gerannt und hab gesucht, und dann bin ich wieder zurückgesaut, aber sie waren nicht mehr da, ich habe gerufen, ich hab gesucht, ich habe sie nicht gefunden. Ich bin nach Haus und hab gewartet, aber Grete ist nicht gekommen. Am andern Morgen hab ich gefragt, wo sie geblieben sind, und Grete hat gesagt, ihm ist plötzlich eingefallen, daß er noch irgendwohin mußte, ich soll mich nicht so an ihn hängen, er kann schließlich tun und lassen was er will. Das ist dann noch zwei- oder dreimal passiert, und dann hatte ich genug, ich hab ihm gesagt, daß ich mich nicht abhängen lasse, Grete soll mit ihren eigenen Freunden gehen, und Markos hat gesagt, daß Grete ihn mir nicht wegnehmen will, und wenn sie's will, kann sie nicht, weil ich doch sein ältester Freund bin, und daß er mit Grete sprechen will, damit das nicht wieder vorkommt. Dann sind wir in die Stadt, er hat Fruchteisbecher spendiert, das war Klasse, zur Versöhnung. Dann war wieder alles in Ordnung.

An dem Abend jedenfalls, als ich ihn pfeifen hörte, bin ich sofort die Treppe runter, und da sehe ich, daß Grete auch da ist, in ihrem langen Nachthemd, sie hatte die Tür schon aufgemacht, und ich sage, daß es Markos ist, und sie sagt, daß ich sofort wieder ins Bett soll, sie hat mit Markos was zu besprechen. Was denn zu besprechen, wollte ich wissen, und sie sagt, ich wüßte doch, sie will bald mal nach Griechenland, da muß sie etwas Griechisch können, und daß ich morgen in die Schule muß. Ich sage, daß ich Markos schon lange nicht mehr gesehen habe, ob ich nicht noch ein bißchen aufbleiben kann. Da kommt Markos und gibt mir die Hand und sagt, das ging nun mal nicht anders, wenn Grete nach Griechenland will, ich soll nicht böse sein, und ich sage, daß ich ja auch nach Griechenland will, ob ich nicht mitlernen kann. Später, sagt Grete, jetzt marsch ins Bett, und wenn Mutter erfährt, daß ich so spät noch auf bin, dann setzt's was. Wir treffen uns morgen etwas früher, sagt Markos noch, dann bin ich wieder rauf und hab mich ins Bett gelegt, und ich bin auch bald eingeschlafen. Aber plötzlich denke ich, ich träume, ich höre Mutters Stimme und Gretes, die sind da unten in Gretes Zimmer, und sie schreien, daß ich davon wach geworden bin, und dann höre ich, daß da einer die Fensterscheibe einschlägt, ich schnell ans Fenster, da läuft Markos raus und weg, und Mutter ruft was, daß er nie wieder hier auftauchen soll, daß das noch schlimme

Folgen hat, und sie weint, Grete höre ich im Treppenhaus heulen, und dann wird die Haustür zugeknallt und Mutter schimpft und Grete flennt, und dann wird es allmählich wieder still, daß ich doch schon denke, ich hab das alles bloß geträumt, ich wußte ja nicht mal, wie spät es war.

Am anderen Morgen dachte ich gleich wieder an das von gestern nacht und überlegte noch, ob's nicht doch ein Traum war, wie gewöhnlich kam Vater, um mich zu wecken, und wie er Licht machte, sah ich ihm am Gesicht an, daß irgendwas nicht in Ordnung war. Vater sagte, ich soll im Bett bleiben, bis Mutter mich ruft, und ich frage, ob denn was

passiert ist, ja, sagt er, nein, bleib im Bett, bis Mutter kommt, ich muß aber doch zur Schule, sage ich, und Vater sagt, ja, heute aber nicht. Dann ist er wieder gegangen, ich saß im Bett und überlegte noch, als Mutter kam, mit einem Gesicht, so was hatte ich noch nicht gesehen. Sie sagte nicht guten Morgen oder sonstwas, sie zog den Stuhl ans Bett und sah mich an und sagte, daß der Markos ein schlechter Kerl ist, und ich sage sofort, daß das nicht wahr ist, Vater hat auch gesagt, er wär anständig, aber Mutter sagt, ich soll zuhören, er ist die Nacht bei Grete eingestiegen, er hat die Fensterscheibe eingeschlagen, als sie schon schlief, und hätte sich ganz

schlecht benommen. Ich habe gesehen, daß er nicht eingestiegen ist, sage ich, ich war mit Grete an der Haustür. Paß mal auf, Peter, sagt Mutter, du hast doch schon im Bett gelegen. Ja, sage ich, nämlich als ich im Bett lag, hätte ich doch gehört, wie die Fensterscheibe kaputt ging, oder nicht. Ja, sage ich. Na also, sagt Mutter, der ist eingestiegen und hat sich schlecht benommen, wieso denn, sage ich, wenn Grete von ihm Griechisch lernt. Bitte, Peter, hör mir zu, sagt Mutter, und daß sie nicht Griechisch gelernt haben, daß er Grete vergewaltigt hat. Was hat er, frage ich. Der hat deine Schwester vergewaltigt, sagt Mutter, das verstehst du noch nicht, das ist was ganz Schlimmes, und daß er dafür bestraft wird, so ein anständiges Mädchen wie die Grete, daß das eine Schande ist für uns alle. Und da wußte ich nicht mehr, was ich sagen sollte, vielleicht hat Mutter recht, und ich hab das nur geträumt, das an der Haustür. Mutter sagte noch, daß wir zusammen zur Polizei gehen, und dann werden wir sehen, was mit dem Kerl passiert, und daß sie es immer schon gesagt hat, daß die alle nichts taugen, ich soll bei der Polizei sagen, daß ich im Bett war, als die Scheibe kaputt ging, mehr brauche ich gar nicht zu sagen, ob ich das verstehe. Ja, sagte ich, nein, dann hab ich das wohl nur geträumt. Das hast du nur geträumt, sagte Mutter, also ich soll das bei der Polizei sagen, dann wär schon alles in Ordnung. Und dann kam Grete, und Mutter sagte, daß sie nicht lange mit mir sprechen soll, es wär schon alles in Ordnung. Grete hat so ein aufgedunsenes Gesicht und setzt sich und fängt doch an zu reden mit hör mal Peter und daß wir uns getäuscht haben in Markos, erst hat er immer so freundlich getan, aber als er bei ihr im Zimmer war, ist er plötzlich über sie hergefallen und hat das Nachthemd zerrissen, daß es einfach nicht geht, daß das noch länger mein Freund ist, der ist hinterlistig und böse und sehr unanständig, weil er doch verheiratet ist und die Kinder hat, sie will ihn nie mehr sehen. Muß er denn jetzt bestraft werden, sage ich. Natürlich, sagt Grete, ich soll bei der Polizei sagen, was Mutter gesagt hat, weiter soll ich mich nicht drum kümmern. Allmählich wurde es mir nun doch zu viel, ich dachte, warum die so viel reden, wo es doch schon klar ist, und ich sage, daß Vater kommen soll. Sie geht raus und holt Vater, und der redet nicht so viel, er sagt bloß, ich soll mich nicht verrückt machen lassen, und daß ich bei der Wahrheit bleiben soll, die Polizei kriegt doch alles raus, und ich soll keine Angst haben, wer die Wahrheit sagt, braucht keine Angst haben. Aber schon sind die beiden wieder im Zimmer, Mutter schimpft Vater aus, er soll mich in Ruhe lassen, und Vater geht und sagt, macht was ihr wollt, und Mutter schubst ihn raus und sagt, ich soll aufstehen, wir gehen jetzt zur Polizei, und ich soll sagen, was sie gesagt hat. Wir sind dann zur Polizei, unterwegs hat Mutter nichts gesagt, Grete hat sich nur die Augen gewischt. Als wir da waren, mußten wir uns erst auf eine Bank setzen,



Mein Freund Markos

und ich dachte, wir hätten ja noch frühstücken können. Mutter hat ab und zu geflüstert, ob ich noch weiß, was ich sagen soll, und ich hab genickt, weil mir doch ganz verrückt war im Kopf. Dann wurden wir reingelassen, hinter dem Tisch saß ein Polizist, wir durften uns wieder setzen, und an der Wand hing eine Stadtkarte, aber nicht nahe genug, ich mußte mich anstrengen, um zu sehen, wo wir wohnen. Und als Mutter sagte, wie alles gekommen ist, und daß er in der Nacht durchs Fenster und so weiter, da sehe ich, wie ein anderer Polizist auf der Schreibmaschine tippt, und ich denke, der tippt alles mit, was Mutter sagt und Grete gefragt wird, zwischendurch fragte der Polizist am Schreibtisch, ob Grete auch sicher ist, daß sie weiß, was sie sagt, und der an der Schreibmaschine blickt nicht auf, der tippt immer weiter, und als ich mal wieder zu dem hinteren Schreibtisch sehe, da sehe ich, daß er lächelt. Dann höre ich meinen Namen, und er fragt, was ich gehört habe oder gesehen, und ich sage genau das, was Mutter gesagt hat, daß ich's sagen soll. Der Polizist lächelt wieder und sagt, Mutter und Grete sollen rausgehen. Dann sieht er mich so an und lächelt so komisch und fragt, ob ich auch die Wahrheit sage, wenn Markos mein Freund ist, ob ich mir dann vorstellen kann, daß er mal was richtig Böses tut, und ich sage, daß ich's mir eigentlich nicht vorstellen kann, wo er doch immer Eisamstiel gekauft hat und so. Na also, sagt der, ich soll nachdenken, wie es war, und wenn ich lüge, sperrt er mich ein, und Markos auch. Nein, sage ich, ich wollte nicht, daß sie Markos einsperren. Also gut, dann soll ich jetzt sagen, was ich weiß. Ich schaue noch zur Tür, ob Mutter nicht wieder reinkommt, und dann sage ich, daß ich an der Haustür war, und daß Grete auch da war im Nachthemd und all das andere, was ich schon erzählt habe. Als ich fertig bin, sagt der Polizist, daß ich ein guter Junge bin. Dann kam meine Mutter mit Grete zurück, und Mutter sagt sofort, daß ja jetzt wohl alles klar ist und daß er den Griechen verhaften und ins Zuchthaus stecken muß, und der Polizist sagt, jaja, sie soll sich erst mal beruhigen. Und als ich Zuchthaus höre, krieg ich plötzlich solche Angst, und ich denke, daß der mich in die Falle gelotst hat, weil er den Markos jetzt doch ins Zuchthaus steckt. Darum bin ich einfach aufgestanden und weggelaufen.

Ich wußte nicht, wo Markos wohnt, irgendwo in unserm Block oder in der Nähe mußte es sein. Ich lauf also rum und seh mir die Klingeln an, aber nirgendwo steht sein Name. Dann fiel mir ein, daß Markos ja auf der Baustelle ist, und ich überlegte, wie ich dahin komme, irgendwo beim Dom. Ich bin losgerannt und immer die Zülpicher runter, als ich nicht mehr weiter wußte, hab ich nach den Domtürmen gesehen, und dann bin ich wieder gerannt, bis ich näher kam, und dann finde ich ganz nah beim Dom die U-Bahn-Baustelle. Das ist ein tiefes, langes Loch, oben sind so Gitter, daß keiner reinfällt, unten in dem Schacht waren Männer, und ich hab gerufen, wo ich den Markos finde. Aber der sah nur so rauf und machte Bewegungen mit den Armen. Dann hab ich einen andern gefragt, mit einem gelben Stahlhelm, wo ich Markos finden kann, und der sagt, welchen Markos, ja den Markos eben, sag ich, ich muß ihn sofort sprechen, und er überlegt und sagt, komm mal mit, ist das der Grieche, ja, sage ich, ja, sagt er, er weiß Bescheid und ich soll mitkommen. Wir

steigen eine Leiter runter, bis wir unten im Schacht sind, da war überall gelber Sand und ein schrecklicher Lärm, er faßt mich bei der Hand und wir gehen immer weiter durch den Schacht und dann auf Zement, und dann sagt er, da hinten, ob ich ihn erkenne, der mit dem langen Brett, dann ruft er Markos, und ich sehe ihn, und Markos sieht mich auch, und als wir uns treffen, sage ich, daß er verschwinden muß, weil sie ihn sonst ins Zuchthaus sperren. Moment mal, sagt

Markos, wieso denn ins Zuchthaus, wer denn das gesagt hat? Und ich erzähle ihm, daß wir bei der Polizei waren, daß der Polizist gesagt hat, sie sperren ihn ins Zuchthaus, und daß Mutter wütend ist und Grete dauernd weint, wegen der Nacht. Nacht, mein Gott, sagt Markos, das kann doch nicht sein, und ich sage, sie haben gesagt, du bist unanständig. Ich, wieso denn, sagt Markos, und ob ich das auch glaube, und ich sehe, daß er ganz durcheinander ist und sage, daß ich

überhaupt nichts mehr glaube. Dann nimmt Markos seinen Helm ab, und ich sehe, wie er schwitzt, er nimmt mich bei der Hand, wir laufen zurück und steigen die Leiter wieder rauf, und als wir oben sind, packt er mich bei den Schultern, daß es schon fast weh tut, und dann sagt er, ich soll wieder nach Haus gehen, er muß allein damit fertig werden. Aber ich wollte nicht wieder nach Haus. Daß er verschwinden muß, sagt er, ich soll ihm den Gefallen tun und nach Haus gehen und keinem erzählen, daß ich bei ihm war. Aber ich wollte bei ihm bleiben, Mutter schlägt mich bestimmt, und Markos sagt, daß sie mich bestimmt nicht schlägt, weil sie froh ist, daß ich wieder da bin, und ich soll ein vernünftiger Junge sein und gehen. Dann hat er den Helm weggeschmissen und ist losgegangen, und ich bin hinter ihm her. Er läuft die Straße runter und auf den Dom zu, und ich auch, so durch die Autos durch, und er kommt noch bei Grün über die Straße und auf den Hauptbahnhof zu. Ich wollte auch noch schnell rüber, aber da kam Rot, und einer packt mich bei der Jacke und hält mich zurück. Ich sehe, wie Markos im Hauptbahnhof verschwindet. Und als Grün kam, bin ich losgesaust und in den Hauptbahnhof rein, ich laufe rum und suche ihn, und dann sehe ich, wie er von den Schaltern kommt und auf die Sperre zugeht, und ich sage, er soll mich mitnehmen, ganz egal wohin, ich will nie mehr nach Haus, und daß ich ihm beim Verschwinden helfen kann, weil ich mich hier doch auskenne. Aber er ist so durcheinander, daß er gar nicht mehr richtig sprechen kann und sagt bloß, nein, nein, geh weg, und das sagt er schon ziemlich laut, daß die Leute es hören. Und ich schreie natürlich auch, daß ich nicht will. Und plötzlich haut er mir einen runter, und ich schreie, weil's ja nicht von Papa war. Und plötzlich sind all die Leute da und die schreien auch alle irgend was, ein paar halten den Markos, damit er nicht durch die Sperre kann. Und dann sind da die Polizisten, die packen Markos und mich, und wir gehen in die Ecke neben den Schaltern und all die Leute hinter uns her. Einer fragt den Markos, ob ich sein Junge bin, und Markos zittert und sagt nichts, und ich sage, daß er mein Freund ist, was sie denn überhaupt von ihm wollen, daß er überhaupt nichts verbrochen hat, weil das mit der Fenster-scheibe ja gar nicht stimmt, und weil ich ihn gesehen habe, und wie Grete ihn reingelassen hat. Markos ist ganz durcheinander. Einer von den Polizisten bringt mich zum Wagen, ich seh mich um, und da wird auch Markos von zwei Polizisten abgeführt, dann mußte ich einsteigen, und als wir losfahren, fragte der Polizist, wo ich wohne, erst wollt ich's nicht sagen, aber dann hab ich's doch getan. Er hat mich zu Haus abgeliefert, hat Vater aus dem Bett geholt und allen erzählt, daß ich im Bahnhof war und daß Markos mich geschlagen hat. Ich hab aber nichts dazu gesagt, wie Markos mir gesagt hatte, kein Wort, und ich glaube, das war das einzig Richtige. Denn keiner hat mich angerührt, als die Polizei wieder weg war. Vater hat nur gesagt, ich soll raufgehen, und Grete hat mir Milch gebracht und Brötchen, ich war mächtig hungrig, und sie hat mich angesehen und wollte wissen, wo Markos ist, aber ich hab's nicht gesagt, ich hab überhaupt nicht mehr mit denen gesprochen. Und gestern nachmittag bin ich am Klingelpütz gewesen, aber ich habe ihn nicht gesehen. Kann ja sein, daß er da gar nicht ist, daß die ihn ins Zuchthaus gebracht haben. Können Sie mir vielleicht sagen, wie ich zum Zuchthaus komme?





Der Schutz der Jugendlichen nach dem Kündigungsschutzgesetz

Die Krisenzeichen innerhalb unseres Wirtschaftsgefüges sind nicht zu übersehen. Die Folgen hiervon sind Entlassungen, von denen auch oft jugendliche Arbeitnehmer betroffen werden. Die breite Öffentlichkeit hat schon von jeher die Entlassung von jugendlichen Arbeitnehmern nicht besonders tragisch genommen. Man argumentiert, genauso wie damals einige Parteien im Deutschen Bundestag bei den Beratungen über das Kündigungsschutzgesetz bezüglich der Anwendbarkeit des Gesetzes auf jugendliche Arbeitnehmer, daß diese eines gesteigerten Schutzes nicht bedürften, denn diese jungen Menschen sollten sich erst einmal „den Wind um die Nase wehen lassen“ oder aber „auf Wanderschaft gehen“. Wollte man einfach übersehen, daß ein Unterschied besteht zwischen den Verhältnissen der „wilhelminischen Zeit“, in der die sogenannten Wanderburschen nichts Ungewöhnliches waren, und der Zeit nach Beendigung des

zweiten Weltkrieges, der Millionen Opfer forderte, und zum großen Teil die Söhne ihrer gefallenen Väter zwang, für ihre erkrankten Mütter und Geschwister durch das durch Arbeitsleistung erzielte Einkommen zu sorgen? Die Rentenleistungen an die Hinterbliebenen waren doch durchweg nicht ausreichend, um einen in etwa tragbaren Lebensstandard zu sichern. Was blieb da anders übrig, als das Einkommen des jugendlichen Arbeitnehmers mit einzukalkulieren. Es ist daher nur zu bedauerlich, daß der Deutsche Bundestag, jedenfalls durch die damalige Mehrheit bestimmt, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit von Härten, wie sie hier dargetan wurden, eine starre Altersbegrenzung nach unten vornahm, in dem das Gesetz bestimmt, daß den besonderen Schutz des Kündigungsschutzgesetzes nur derjenige Arbeitnehmer in Anspruch nehmen kann, der u. a. das 20. Lebensjahr vollendet hat. Nur zur Vermeidung von Mißverständlichkeiten sei bereits

hier gesagt, daß jugendliche Lehrlinge natürlich ohnehin hiervon ausgenommen sind, weil sie in einem befristeten Lehrvertrag stehen, und während dieser Zeit, abgesehen von der Probezeit, nur aus wichtigem Grunde, der zu einer fristlosen Kündigung berechtigt, entlassen werden können. Alle anderen Jugendlichen, die als Arbeitnehmer im Betrieb tätig sind und das 20. Lebensjahr zum Zeitpunkt des Ausspruchs der Kündigung noch nicht vollendet haben, können daher durchweg, sogar ohne Angabe von Gründen, allerdings unter Einhaltung der gesetzlichen, tariflichen oder einzelvertraglichen Kündigungsfristen, jederzeit entlassen werden. Nach herrschender Rechtsprechung kann man sich über die diesbezüglichen Bestimmungen des Kündigungsschutzgesetzes nicht mit Billigkeitserwägungen hinwegsetzen, es sei denn, der Arbeitgeber kündige kurz vor Vollendung des 20. Lebensjahres des Arbeitnehmers, insbesondere vorzeitig,

um das Gesetz zu umgehen. Die vorzeitige Kündigung des Arbeitgebers hat daher dann den Zweck, den Arbeitnehmer des Schutzes zu berauben, den er nach einer bestimmten Dauer der Betriebszugehörigkeit oder von einem bestimmten Lebensalter ab bei fristgemäßer Kündigung zum gleichen Termin genießen würde. In diesen Fällen bleibt die Kündigung zu dem vorgesehenen Termin, und zwar an sich, wirksam. Es greifen aber die Schutzbestimmungen, insbesondere des Kündigungsschutzgesetzes ein. Der Arbeitnehmer muß allerdings in einem solchen Fall den Beweis führen, daß der Arbeitgeber durch die vorzeitige Kündigung die Herbeiführung des Schutzes nach dem Kündigungsschutzgesetz vereiteln wollte. Das ist oft, wenn nicht sogar meist, sehr, sehr schwer. Natürlich kann auch der jugendliche Arbeitnehmer, der wegen seines Alters den Schutz des Gesetzes noch nicht in Anspruch nehmen kann, behaupten, seine Kündigung sei sittenwidrig. In diesem Falle käme es auf das Alter des Jugendlichen nicht an. Aber auch hier verlangt die Rechtsprechung die Anlegung strenger Maßstäbe bezüglich des Tatbestandes der Sittenwidrigkeit der Kündigung. In einem solchen Fall muß dem Arbeitgeber schon ein verwerfliches Motiv bei Ausspruch der Kündigung nachgewiesen werden. Es kommen hier nur besonders krasse Fälle in Betracht, z. B. eine Kündigung aus Rachsucht oder Vergeltung (z. B. wegen Ablehnung unsittlicher oder strafbarer Zumutungen an den Arbeitnehmer). Wie gesagt, es ist hier schwer, auf Arbeitnehmerseite einen entsprechenden Beweis zu führen.

Sieht aber so nach den derzeit geltenden gesetzlichen Bestimmungen der Kündigungsschutz der jugendlichen Arbeitnehmer aus, so sollte sich gerade jeder Jugendvertreter, darüber hinaus aber auch der Betriebsrat, bei beabsichtigten Kündigungen jugendlicher Arbeitnehmer rechtzeitig um diese arbeitgeberseitigen Pläne kümmern, die betriebliche, aber insbesondere auch die persönliche und soziale Situation des jugendlichen Arbeitnehmers und seiner Familie aufklären, um Härtefälle zu vermeiden. Es sind durchaus Fälle denkbar, daß bei der Notwendigkeit von Kündigungen wegen Arbeitsmangels der noch nicht 20jährige jugendliche Arbeitnehmer auf Grund der besonderen sozialen Situation seiner Familie eventuell von einer Kündigung härter betroffen sein kann, als ein unter das Kündigungsschutzgesetz fallender 22- oder 23jähriger Arbeitnehmer. Das kann man alles nur an Hand genauer Untersuchungen klären. Der Arbeitgeber ist hierzu im Hinblick auf die Altersbegrenzung des Kündigungsschutzgesetzes, also bei solchen Arbeitnehmern, die das 20. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, nicht verpflichtet. Wenn es aber die Aufgabe aller am Arbeitsleben beteiligter Kreise sein soll, in der Zeit einer hoffentlich nur vorübergehenden Krise, soziale Härten zu vermeiden, muß insoweit in erster Linie der Betriebsrat angesprochen werden. Mehr denn je ist gerade heute seine Existenz unentbehrlich. Daran sollten alle Betriebsräte, als der Interessenvertretung der Arbeitnehmer im Betrieb, nämlich aller Arbeitnehmer, immer denken.

Günther Hoppe

Foto: Werner H. Müller

Sie standen und kämpften nicht allein

Wer Kalifornien hört, denkt an Hollywood und an San Franzisko, an „77 Sunset strip“ und „Oben-ohne“, an immerwährende Sonne und Grapefruit. Doch das ist nur eine Seite der Wirklichkeit. Die andere blieb uns bisher verborgen. Über sie las man nichts in den Spalten der Zeitungen. Warum? Nun, die im dunkeln sieht man nicht. Auch dann nicht, wenn sie unter glühender Sonne schuften, schwitzen und leiden. Und doch verdienen diese Menschen mehr Aufmerksamkeit als die vielen wohlproportionierten Girls von Leinwand und Mattscheibe. Wir meinen die Landarbeiter in diesem Bundesstaat der USA.

„Unser Blut und Schweiß haben andere reich gemacht. Wir aber bleiben in Elend und Armut“, so steht es in ihrer Zeitung „El Malcriado“, der „Stimme der Farmarbeiter“. Wer diese Zeitung liest, glaubt sich in das 19. Jahrhundert zurückversetzt.

Da wird von Stundenlöhnen berichtet, die „zum Leben zu wenig und zum Sterben zuviel“ sind. Ganze 30 Cent in der Stunde zahlt z. B. ein Konzern, der im Jahre 1965 17 Millionen Dollar Gewinn erzielte. Und das, obwohl der gesetzliche Mindestlohn bei 1,25 Dollar liegt. Kein Wunder, daß viele Landarbeiterkinder auf den Feldern mitarbeiten müssen. Die sanitären Verhältnisse und die ärztliche Versorgung dieser Menschen sind eine Schande. Tarifverträge und Gewerkschaften sind den meisten von ihnen unbekannt. Gab es Gewerkschaften, so wurden sie ignoriert und klein gehalten.

Die Landarbeiter lebten bis in das Jahr 1966 in völliger Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern und Obstkonzernen.

Der Streik beginnt in Delano

Der 8. September 1965 war kein „Tag wie jeder andere“. An diesem Tage legten 1000 Filipinos auf den Obstplantagen in Delano ihre Arbeit nieder, um einen Stundenlohn von 1,40 Dollar durchzusetzen.

Zuerst sah es aus, als ob dieser Streik nach bekannter Weise nur wenige Tage dauern und zudem noch erfolglos verlaufen würde. Die Arbeitgeber griffen zu ihren altbewährten Mitteln: Die Streikposten wurden mit Tränengas beschossen und durch die Polizei eingeschüchtert. Alle Familien wurden aus ihren Wohnungen, die den Grundherren gehören, hinausgeworfen. Einige der betroffenen Familien hatten schon 35 Jahre in diesen Wohnungen gelebt.

Eine besonders üble Rolle spielten dabei die privaten Arbeitsvermittler. Sie kassierten hohe Vermittlungsgebühren und führten auf Kosten der Landarbeiter ein angenehmes Leben. Wer aufmuckte, konnte sein Bündel schnüren. Wer rebellierte, wurde verprügelt und eingebuchtet. Polizei und Gerichte standen und stehen z. T. auch heute noch auf der Seite der Grundherren und sind deren willige Werkzeuge bei der Verteidigung der bestehenden „Ordnung“.

Die Fronten sind klar: Auf der einen Seite die mächtigen Unternehmer und ihre Helfer, auf der anderen das schutzlose Landproletariat der Mexikaner, Filipinos, Neger und Weißen. Viele von ihnen, die keine Staatsbürger der USA sind, kann man mit unseren „Gastarbeitern“ vergleichen. Druck erzeugt jedoch Gegendruck. So war es auch hier. Zwar hatten die Landarbeiter schon oft versucht, ihre unerträgliche Situation durch Streiks zu verbessern. Leider ohne Erfolg. Doch 1965 trat eine Wende ein. Und das kam so.

Doch am 16. September kam die Wende. Die mexikanischen Landarbeiter, in der „National Farm Worker Association“ organisiert, schlossen sich den streikenden Filipinos an und riefen mit diesen gemeinsam den Generalstreik im Bezirk von Delano aus. 4500 Landarbeiter legten ihre Arbeit nieder und bildeten Streikpostenkettten.

Die 35 betroffenen Großgrundbesitzer begannen daraufhin, in anderen Gegenden Streikbrecher zu werben. Die Lage im Streikgebiet verschärfte sich. Im Oktober kam es zur Verhaftung von 44 Streikenden durch die Polizei. Auch neun Geistliche, die den Streik unterstützten, wurden verhaftet. Erst nach einer Woche wurden sie nach Hinterlegung einer hohen Kautions freigelassen.

Doch sie stehen nicht allein

Doch dieser Terror konnte die Streikfront nicht zerbrechen. Die Landarbeiter erhielten aus allen Teilen des Landes und der Bevölkerung tatkräftige Unterstützung. Hier nur einige Beispiele:

● Am 22. Oktober 1965 flogen zwei katholische Priester in einem privaten Sportflugzeug über die Weinfelder von Delano und rufen die Streikbrecher auf, sich dem Streik anzuschließen.

● Politiker und Kirchenmänner appellieren an die Unternehmer, sich mit den Vertretern der Landarbeiter-Gewerkschaft an einen Tisch zu setzen.

● Der Bischof von El Paso in Texas, Metzger, mahnt die Farmarbeiter seiner Diözese, sich nicht als Streikbrecher anwerben zu lassen.

● An vielen Orten werden Lebensmittel und Kleider für die Streikenden gesammelt und in einer Auto-Karawane ins Streikgebiet gebracht.

● Verschiedene Gewerkschaftsorganisationen und demokratische Vereinigungen unterstützten den Streik

moralisch und finanziell. Der Chef der Automobilarbeiter-Gewerkschaft, W. Reuther, besucht Delano und überbringt einen „Weihnachts-Scheck“ von 10000 Dollar.

● Die Hafentarbeiter-Gewerkschaft von San Franzisko verhindert den Transport von Früchten der bestreikten Di-Giorgio-Gesellschaft. Tausende Kisten mit Obst verrotten auf den Docks. Die Gesellschaft verklagt die Gewerkschaft auf 100000 Dollar Schadenersatz, jedoch ohne Erfolg.

● Die bekannte Sängerin Joan Baez gibt ein Konzert, dessen Erlös der Streikkasse zufließt.

Der Streik in Delano wurde zu einer Angelegenheit von nationalem Interesse. Früher blieb es unbekannt, wenn irgendwo in Kalifornien Streikende niedergeknüppelt wurden. Doch bei diesem Streik war das anders. Den Verdienst daran trägt nicht zuletzt die Findigkeit der Streikleitung, die neue, „gewaltlose“ Methoden des Kampfes entwickelte und praktizierte.

Die Boykottbewegung breitet sich aus

Im Dezember 1965 ruft die Farmarbeitergewerkschaft zur ersten nationalen Boykottbewegung auf. In allen großen Städten der USA bilden sich Boykott-Ausschüsse, Handzettel werden verteilt, Plakate verbreitet, die öffentliche Meinung mobilisiert.

Ziel der Aktion ist es: Kauft keine Schenley-Produkte, bis diese Gesellschaft mit der Farmarbeitergewerkschaft einen Tarifvertrag abgeschlossen hat. In den Flugblättern heißt es:

„Kauft nichts von Schenley! Du kannst den Streikenden von Delano helfen. Wenn Du in Deinen Selbstbedienungsladen gehst, dann packe Deinen Einkaufskorb mit Produkten der Firma Schenley voll. Dann gehe an die Kasse und erkläre dem Angestellten, daß Du keines dieser Produkte kaufen kannst, weil diese Firma sich weigert, mit ihren Arbeitern einen Tarifvertrag abzuschließen. Fordere den Inhaber auf, die Produkte dieser Firma aus den Regalen zu nehmen. So hilfst Du mit, diesen Farmgiganten an den Verhandlungstisch zu zwingen!“

Bereits im Februar 1966 wird in über 30 Bundesstaaten der Schenley-Boykott praktiziert. Oft kommt es zu Zusammenstößen mit der Polizei. Auf den Hauptstraßen und vor den Supermärkten gehen Demonstranten auf und ab und rufen die Kunden auf, bestimmte Waren nicht zu kaufen. Der beliebte Fernseh-Ansager Steve Allen führt in seiner Heimatstadt Los Angeles die Boykottbewegung an. Bekannte Künstler, Politiker stehen neben Hausfrauen und Gewerkschaftern.

Bei einer solchen Aktion in San Franzisko wird auch der Urenkel des Schriftstellers Jack London verhaftet. Doch der Boykott führt zum Erfolg.

Am 6. April 1966 unterschreibt Schenley den ersten Tarifvertrag in der Geschichte der Farmarbeiter Kaliforniens. Nach sieben Monaten Streik kommen nun die nächsten Riesen auf die Boykottliste: Di Giorgio und Perelli-Minetti.

Der lange Marsch

Und dann war da die Idee mit dem Marsch nach Sacramento. Es sollte eine Demonstration der Entschlossenheit werden, ein Signal für alle Landarbeiter in Kalifornien. Aber 300 Meilen sind ein langer Weg. Vier Wochen braucht man zu Fuß für eine solche Strecke. Und dann die vielen Schwierigkeiten: Verpflegung, Unterkunft, Genehmigungen usw.

Doch im März 1966 gingen sie los. Fünzig waren es am ersten Tag. Und jeden Tag wurden es mehr. Am Rande der Straße standen die Menschen und sahen den Zug. Es war ein ungewohntes Bild: Voraus ein Bild der Mutter Gottes von Guadalupe, dahinter Mexikaner und Filipinos, Männer und Frauen, Landarbeiter und Priester... Lieder wurden gesungen, Lieder über den Streik, über die gerechte Sache, über die Freiheit... Und dann die Plakate mit der Losung der Marschierer: Wallfahrt - Buße - Revolution!

Gleich am ersten Tag kam die Polizei, um den Zug aufzulösen. Aber ein kleiner Mann an der Spitze des Zuges sagte: „Nein!“ Und Senator Robert Kennedy unterstützte ihn und empfahl den Polizisten: „Lest lieber einmal die Verfassung.“

Das ist der Titel der mutigen Zeitung der Farmarbeiter in den USA. Die folgenden Karikaturen haben wir diesem Organ entnommen. Sie illustrieren den Kampf einer ausgebeuteten Minderheit um ihr Recht.



Dem Kampf mit einem Ungeheuer gleicht die Auseinandersetzung der Farmarbeitergewerkschaft mit den Großgrundbesitzern in Delano. Doch an Mut und Entschlossenheit mangelt es diesen Arbeitern nicht.



Auch Priester werden von der Polizei festgenommen und eingesperrt, wenn sie es wagen, für die gerechte Sache der Farmarbeiter Partei zu ergreifen.



Huelga bedeutet Streik. Dieser Farmarbeiter zündet die Streikbombe, um den Zug des Elends zum Stehen zu bringen. Die Waggons tragen die Aufschrift: Niedere Löhne, schlechte Wohnungen, schlechte Arbeitsbedingungen.

Der kleine Mann in der ersten Reihe war Cesar Chaves. Wenn es so etwas wie ein Herz einer Bewegung gibt, dann ist es gewiß dieser Mexikaner: 39 Jahre, Vater von acht Kindern, Landarbeiter, Gründer der Farmarbeitergewerkschaft.

Er schlug 1961 einen Job beim amerikanischen Friedenskorps mit 21000 Dollar aus, um sich ganz dem Kampf seiner Brüder widmen zu können. Er hat wie sie für einen Hungerlohn auf den Feldern geschuftet und unter großen Opfern Schritt für Schritt die Gewerkschaft aufgebaut. Seine Leute gehen für ihn durchs Feuer. Bischof Quinn nannte ihn den „vielleicht bedeutendsten Katholiken Kaliforniens“. Ein anderer sagte, dieser Mann sei der „größte Arbeiterführer unserer Generation“.

Doch seine Erfolge sind ihm nicht in den Kopf gestiegen. Er ist auch heute noch bescheiden, einer unter seinesgleichen. Für ihn war die Begegnung mit der Lehre der Kirche über die

Würde des Arbeiters der Wendepunkt in seinem Leben. Er geht seinen Weg „ohne Gewalt“. Er sucht keinen persönlichen Dank. Er lehnte eine nationale Auszeichnung ab und sprach dabei von der „ständigen Gefahr, den Geist des Dienens, die Treue der Hilfeleistung, die Verbindung zu den kleinen Leuten und damit die Sache selbst zu verlieren“.

Und als Cesar Chaves nach vier Wochen Fußmarsch in Sacramento zu den Tausenden spricht, ihnen den „Plan von Delano“ verkündet, sie aufruft, sich zu organisieren und ihre Würde zu verteidigen, da ist er in den Augen der Öffentlichkeit bereits der „Luther King der amerikanischen Landarbeiter“.

Um die Ideen der Gewerkschaft zu verbreiten und die Landarbeiter anzusprechen, haben die Männer um Cesar Chaves eine Form der Arbeiterkultur neu entwickelt, die in den letzten Jahren unbekannt war: Die Agitprop-Gruppe.

Lied und Theater

Sie nennen es „El Teatro Campesino“. Es ist eine kleine Mannschaft, die mit einem offenen Lastwagen als Bühne von Ort zu Ort fährt und in Einaktern den zuschauenden Landarbeitern die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation nahebringt. In Spanisch und Englisch wird auf der Bühne gespielt. Es sind einfache Stücke aus dem Alltag der Farmarbeiter. Und diese verstehen, was man ihnen zu sagen hat.

Doch nicht nur im Streikgebiet selbst wirkt diese Theatergruppe. Eine Tournee führte sie quer durch die USA. Überall warb sie für die Rechte der Landarbeiter und für die Unterstützung der Boykottbewegung. Es ist ihr Verdienst, wenn heute Millionen Amerikaner auch die „im dunkeln“ sehen.

Und dann sind da noch die Lieder, die sie überall singen und verbreiten. Lieder, die von der „Sache“ berichten, um die es geht: von der Würde der Arbeiter, von der Gerechtigkeit für alle, von dem besseren Morgen, das erkämpft werden muß.

Vielleicht müßte man etwas von dem Geist der mexikanischen Revolution wissen, um diese Atmosphäre und diese Lieder richtig verstehen zu können. Nicht umsonst ist das Zeichen dieser Gewerkschaft der Azteken-Adler. Was in dieser Bewegung zum Ausdruck kommt, ist die Freiheitsliebe einer unterdrückten Minderheit, eines vergewaltigten Volkes und die Entschlossenheit einer „Rasse“, sich einen „Platz an der Sonne“ zu erkämpfen.

Nicht Delano allein

Längst hat die unblutige Revolution des Cesar Chaves die Grenzen Kaliforniens überschritten. In Colorado, Texas, Wisconsin, Arizona, New Mexico, Florida und in anderen Staaten der USA hat die „Nationale Farmarbeiter-Gewerkschaft“ Fuß gefaßt.

Besonders schwierig ist die Lage in Texas. Gemessen an Kalifornien sollen dort die Farmarbeiter „die Hölle auf Erden“ haben. Dort war es auch, wo man die Idee des „Langen Marsches“ aufgriff und dadurch, wie in Kalifornien, die Öffentlichkeit auf die miserable Lage der Farmarbeiter aufmerksam machte.

400 Meilen lang war dieser Marsch, der vom 4. Juli bis zum 5. September 1966 dauerte. Am ersten Tag waren es 22 Teilnehmer, am Ende 5000, und zur Schlußkundgebung in Austin kamen sogar 20000 Menschen, um für die Rechte der Landarbeiter einzutreten.

Noch ist der Kampf nicht entschieden. Im Februar dieses Jahres wurden in Rio Grande (Texas) z. B. fünf katholische Priester und fünf Führer der Farmarbeitergewerkschaft wegen „Landfriedensbruch“ verhaftet. Sie hatten eine Streikdemonstration angeführt. In Kalifornien versucht die korrupte Lastwagenfahrergesellschaft James Hoffas, die Teamster-Union, die Farmarbeitergewerkschaft von Cesar Chaves an die Wand zu drücken. Und das in gutem Einvernehmen mit den Unternehmern.

Doch wie die Gewerkschaftswahlen in den Großfarmen ergeben haben, besitzt die Organisation Cesar Chaves' das Vertrauen der Landarbeiter und ist auch in der Lage, den Unternehmern ein ernst zu nehmender Partner zu sein.

Wir dürfen darum hoffen, daß im Laufe dieses Jahres auch die beiden Großkonzerne Di Giorgio und Perelli-Minetti durch Streik und Boykott an den Verhandlungstisch gezwungen werden.

Und das trauen wir dem Anwalt der mexikanischen Landarbeiter und den Führern der Farmarbeitergewerkschaft auch zu. Wie sagte doch ein Teilnehmer des Marsches nach Sacramento zu einem Journalisten, als ihn dieser auf seine Blasen an den Füßen ansprach? „Wenn Cesar sagt: ‚Wir marschieren weiter bis nach Washington‘, dann sage ich: Okay, bis nach Washington.“
Horst Roos

Die unterbrochene Lektion

Von Josef Reding

Der Gastarbeiter als Prüfstein des Bundesbürgers / Verpaßte Chancen der Toleranz-Einübung

Sie kamen aus Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei, um nur die wesentlichsten Ursprungsländer zu nennen. Sie kamen nicht ungebeten.

Die bundesrepublikanischen Unternehmer hatten ihre Werberausgeschick, ihre Rekrutierungsbüros in Neapel und Barcelona, in Athen und Konstantinopel aufgeschlagen.

Wie einst die Weibel der Könige und Fürsten die Söldner mit Handgeld und farbigen Versprechungen lockten, so köderte man die Männer und Frauen aus unseren südlichen Nachbarländern mit glorifizierten Bildern von kaum begrenzten Verdienstmöglichkeiten in blühenden deutschen Wirtschaftsgebieten.

Man gab ihnen die Sammelbezeichnung „ausländische Arbeitskräfte“, umging damit den Namen Mensch. Hier bereits wurden die Weichen der Massentransporte falsch gestellt: man setzte den Gastarbeiter als bloßen Wirtschaftsfaktor ein. Die Konjunktur hatte in ihrer Gefährlichkeit den bundesrepublikanischen Arbeitsmarkt völlig abgegrast. Dieses versteppte Feld mußte wieder aufgeforstet werden. Soweit ging die Überlegung der Industriebosse hierzulande. Weiter nicht.

Diese Grundhaltung gegenüber den importierten Arbeitern erklärt manches. Der Beweis für die These, daß man diese Geworbenen fast ausschließlich als Werkstücke angesehen hat, wird durch die Vorgänge der letzten Monate erbracht: mit dem gleichen eiskalten Kalkül, mit dem man die Gastarbeiter vor rund zehn Jahren heuerte, feuert man sie heute. Abgesehen von den Härten, die in mancher vorfristigen Kündigung liegen, müssen sich die ausländischen Arbeiter mit Worten wie „Ballast für die deutsche Wirtschaft“, „Arbeitsplatz-Wegnehmer“ und „Arbeitszeiger“ diffamieren lassen.

Inzwischen sind die Züge zurück nach Italien, Spanien und dem Balkan mit entlassenen Gastarbeitern voll besetzt. Die wirtschaftliche Abkühlung in der Bundesrepublik hat ihren Tribut verlangt und bekommen. Von 1,3 Millionen Gastarbeitern gibt es heute in der Bundesrepublik nur noch 0,7 Millionen. Die Tendenz ist weiterhin abnehmend.

Mit dem Einschnitt der wirtschaftlichen Rezession, mit dem rapiden Sinken der Gastarbeiterzahlen ist die Möglichkeit einer Bilanz gegeben. Nicht einer ökonomischen Bilanz, diese ist bereits allzuoft angestellt worden. Was bisher unter-

blieb, ist das Fazit: wie haben die Bürger der Bundesrepublik die Prüfung bestanden, mit einer ausländischen Bevölkerungsminderheit zu leben?

Vergleicht man die Situation mit einer Schule, dann müßten die Bundesrepublikaner im Hinblick auf das Fach „Zusammenleben mit den Gastarbeitern“ längst einen blauen Brief zugestellt bekommen haben mit dem Vermerk „Das Ziel der Klasse wird voraussichtlich nicht erreicht“. Fast muß man es begrüßen, daß die Schulzeit durch den Rückgang der Gastarbeiter unterbrochen wurde, daß mit dem Hinausschieben des Versetzungstermins vielleicht doch noch eine Zensurverbesserung möglich ist.

Prüfungsfrage: Was wurde von unserer Seite falsch gemacht? Versucht man die Situation nicht zu verniedlichen, sondern auch auf die Gefahr der Selbstverletzung hin zu sezieren, dann schälen sich drei Problemkerne heraus:

1. Die aus dem Ausland in die Bundesrepublik geholten Männer und Frauen wurden zumeist als „Fremdarbeiter“ nazistischen Angedenkens diskriminiert.
2. Sie wurden in der Bundesrepublik soziologisch, politisch und kulturell in Ghettos abgedrängt.
3. Sie wurden als jene Minderheit betrachtet, der man die Schuld an persönlichen und nationalen Schwierigkeiten aufhalsen konnte.

Thema „Fremdarbeiter“: Die Spanne zwischen 1945 und 1955 – als die ersten deutschen Unternehmer im Ausland Arbeiter zu werben begannen – war relativ kurz. Man bedenke: Im Mai 1945 zogen die zwangsrekrutierten Menschen, die vom NS-Regime in die deutsche Rüstungswirtschaft hineingepreßt wurden, wieder in ihre Heimatländer zurück, sofern sie nicht an unsagbaren Strapazen zugrunde gegangen waren oder wegen eines Mißgriffs am Arbeitsplatz – ausgelegt als Sabotage – in die Vernichtungsmaschinerie der Konzentrationslager gerieten. Zehn Jahre später bereits tauchen die ersten ausländischen Arbeiter in den gleichen Fabriken auf, in denen noch vor kurzem die „Fremdarbeiter“ roboteten. Sowohl am Arbeitsplatz als auch draußen auf der Straße konnten viele Deutsche sich nicht davon freimachen, diese geladenen Gäste nach wie vor als Fremdarbeiter zu betrachten, und zwar mit allen Konsequenzen. Im Dritten Reich war es verboten, sich über den Befehl hinaus mit den Fremdarbeitern zu unterhalten. Und das „Einlassen“ mit ihnen wurde mit Zuchthaus- oder Todesstrafen geahndet. Man tat also in jenen Tagen am besten daran, die Fremdarbeiter wie Ungeziefer zu meiden, und so wurde es von der Mehrheit des Volkes – mit geringen, aber



Griechische Familie kommt in die Bundesrepublik

um so beachtenswerteren Ausnahmen – praktiziert. Die Gastarbeiter litten unter dieser Hypothek. Ganz abgesehen davon, daß man sie noch häufig als „Fremdarbeiter“ titulierte: man behandelte sie oft auch mit der Haltung des „Herrenmenschen“ gegenüber dem „Untermenschen“, zumindest aber wollte man über die aller- notwendigsten Anweisungen am Arbeitsplatz nichts mit ihnen zu tun haben. Die Art der Beschäftigung der Gastarbeiter in der Bundesrepublik trug dazu bei, das Stigma des Fremdarbeiters unseliger Vergangenheit zu erhalten. Im wesentlichen mußten die ausländischen Arbeiter dem Bundesrepublikaner die „Dreck-Maloche“ abnehmen, für die sich viele hierzulande zu fein geworden waren.

Thema „Ghetto“: Obgleich die Männer und Frauen – in zahlreichen Fällen im Familienverband auch Kinder – langfristig in der Bundesrepublik leben wollten, oft auch für immer, machte man weder von unternehmerischer Seite noch von den Regierungsstellen aus den Versuch, die Gastarbeiter im Volksganzen aufgehen zu lassen. Auch kommunale und kirchliche Stellen haben hier im wesentlichen versagt. Der Einwand „Die Gastarbeiter wollen ganz für sich bleiben“ überzeugt nicht. Man gab den meisten ausländischen Arbeitern keine Gelegenheit, in engeren, privaten Kontakt mit ihren deutschen Nachbarn zu kommen. Es bildete sich oft eine tragikomische Situation heraus: Viele Städte strengten sich bei Partnerschafts-Austauschen bis zur Erschöpfung an, kurzfristig anreisenden ausländischen Gruppen jede Möglichkeit zu bieten, sich in deutschen Familien „ganz zu Hause“ zu fühlen. Aber an die Gastarbeiter, die schon seit Jahren auch zum Wohle dieser Stadt nebenan werkten, dachte man nicht. Offenbart sich hier nicht auch die Unterbewertung des Arbeiters schlechthin? Kommt jemand als Tourist in die Bundesrepublik, bemüht man sich hektisch, ihn zu informieren und die Schokoladenseiten des Volkes zu zeigen. Kommt jemand als Arbeiter hierher, dann reicht die Skala der Empfindungen allenfalls von Gleichgültigkeit bis zur Verachtung. Die Versuche, von offizieller Seite eine Art Gastarbeiterbetreuung zu organisieren, wurden zumeist klägliche Fehlschläge. Die meisten der „Weihnachtsfeiern“, die man für Gastarbeiter arrangierte, waren in ihrer Grolltheit widerlich.

Auch da, wo man sich durch Schaffung von Wohnblocks gastarbeiterfreundlich gab, zentrierte man die Ausländer in ghettoähnlichen Zusammenschlüssen. Geht man heute durch die Ausländer-Wohnheime, dann glaubt man einen unsichtbaren Stachelndraht zu spüren, der von der übrigen Bevölkerung um die eingewanderten Familien gezogen wurde.

Manchmal pochen bundesrepublikanische Rundfunk- und Fernseh-Intendanten auf ihre eingebildeten Verdienste um die Gastarbeiter. Sie berufen sich darauf, wesentliche Programmbestandteile ihrer Sender der Information und Unterhaltung der „ausländischen Bevölkerungsanteile“ gewidmet zu haben. Schaut man näher hin, dann erweisen sich die Sendungen für Gastarbeiter als Anhängsel, die verschämt in ein Regionalprogramm gebracht wurden, wie zum Beispiel „Türkler icin yayinlar“ oder „Trasmisione per gli italiani“. Auch hier wieder das Isolierte, das Ghetto im kulturellen Bereich. Als Ausnahme muß hier das Zweite Deutsche Fernsehen gerühmt werden, das eine gelungene Mischsendung für Ausländer und Deutsche ausstrahlt und so allen Zuschauern die Gelegenheit gibt, Lebensgewohnheiten und Sprache des „Fremden“ kennenzulernen.

Thema „Minderheit“: Es gelingt hierzulande verhältnismäßig schnell, eine Minderheit künstlich abzugrenzen, sie mit negativen Eigenschaften auszustatten und sie mit allem zu belasten, was „schief läuft“. Der Nationalsozialismus baute systematisch „die Juden“ zum Dämon der Nation auf, mobilisierte alle verklemmten Gefühle gegen diese Minderheit und vermochte es dann, mit Duldung seitens der Bevölkerungsmehrheit, die jüdischen Mitbürger zu tyrannisieren, zu vertreiben oder zu morden.

Man sollte annehmen, daß nach dieser blutigen Passage unserer jüngsten Geschichte eine Minderheit von heute nicht mehr der Diskriminierung anheimfallen könnte. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Die Minderheit der Gastarbeiter mußte zu oft als Prügelknabe herhalten, wenn sich innerhalb des Staatsgefüges beunruhigende Signale zeigten. Die Kriminalität steigt an? – Daran sind die Gastarbeiter schuld! Töricht fabrizierte Statistiken geben einem solchen bequemen Vorurteil Auftrieb. Die Wirtschaft floriert nicht mehr wie früher? – Das haben die Gastarbeiter verursacht! – Die Preise steigen? Autounfälle häufen sich? Es regnet zuviel? – Gastarbeiter! Gastarbeiter!

Ein Staat sollte sich nicht nur durch wirtschaftliche Leistungen oder durch wissenschaftliche Tüchtigkeit ein Profil verschaffen wollen. Es sollte auch einen staatsmoralischen Fundus geben, der durch ständige Zuflüsse gespeist werden muß. Unser Verhalten zu den Gastarbeitern hätte ein solches Reservoir schaffen können. Aber die Mehrheit der Bundesrepublikaner hat die dazu nötige Prüfung nicht bestanden. Es sieht so aus, als ob der Unterricht in dieser Hinsicht bald wieder aufgenommen werden könnte. Wir sollten uns auf dieses neue Examen zum Thema Miteinanderleben besser vorbereiten.

Foto: Rauch/Bavaria

Sieben auf einen Streich

Büchergilde Gutenberg bucht sieben der begehrten 50 „schönsten deutschen Bücher“ des Jahres 1966 auf ihr Konto

Fachleute erinnern sich nicht, beim Wettbewerb „Die schönsten deutschen Bücher“ schon einmal ein solches Ergebnis erlebt zu haben: Ein Teilnehmer bucht von den fünfzig begehrten Auszeichnungen allein sieben auf sein Konto! Halt. Ein ähnliches Ergebnis hatte es schon einmal gegeben: 1965, als es um die schönsten und wirkungsvollsten Buch- und Zeitschriftenumschläge ging, erhielt ein Bewerber dreizehn von den achtundfünfzig Preisen.

Ob sieben oder dreizehn, in beiden Fällen heißt der Primus Büchergilde Gutenberg, eine Buchgemeinschaft, die ihren Freunden bisher 43 prämierte Bücher (plus zwölf, die sie ins Programm übernahm) und 60 prämierte Umschläge präsentieren konnte.

Buchgemeinschaft – uniformierte Buchreihen?! Eine Gedankenverbindung, die mancher angesichts dieses Ergebnisses für die Büchergilde Gutenberg revidieren wird.

Und das sind die prämierten Gildenbücher 1966 und ihre Gestalter:

Bertolt Brecht, **Hauspostille** – 28 Radierungen von Christoph Meckel, Typographie Rudolf Franke

Ruth Dirx, **Spiele-Buch der Büchergilde** – 154 Zeichnungen von Klaus-Martin Wolff, Typographie Rudolf Franke

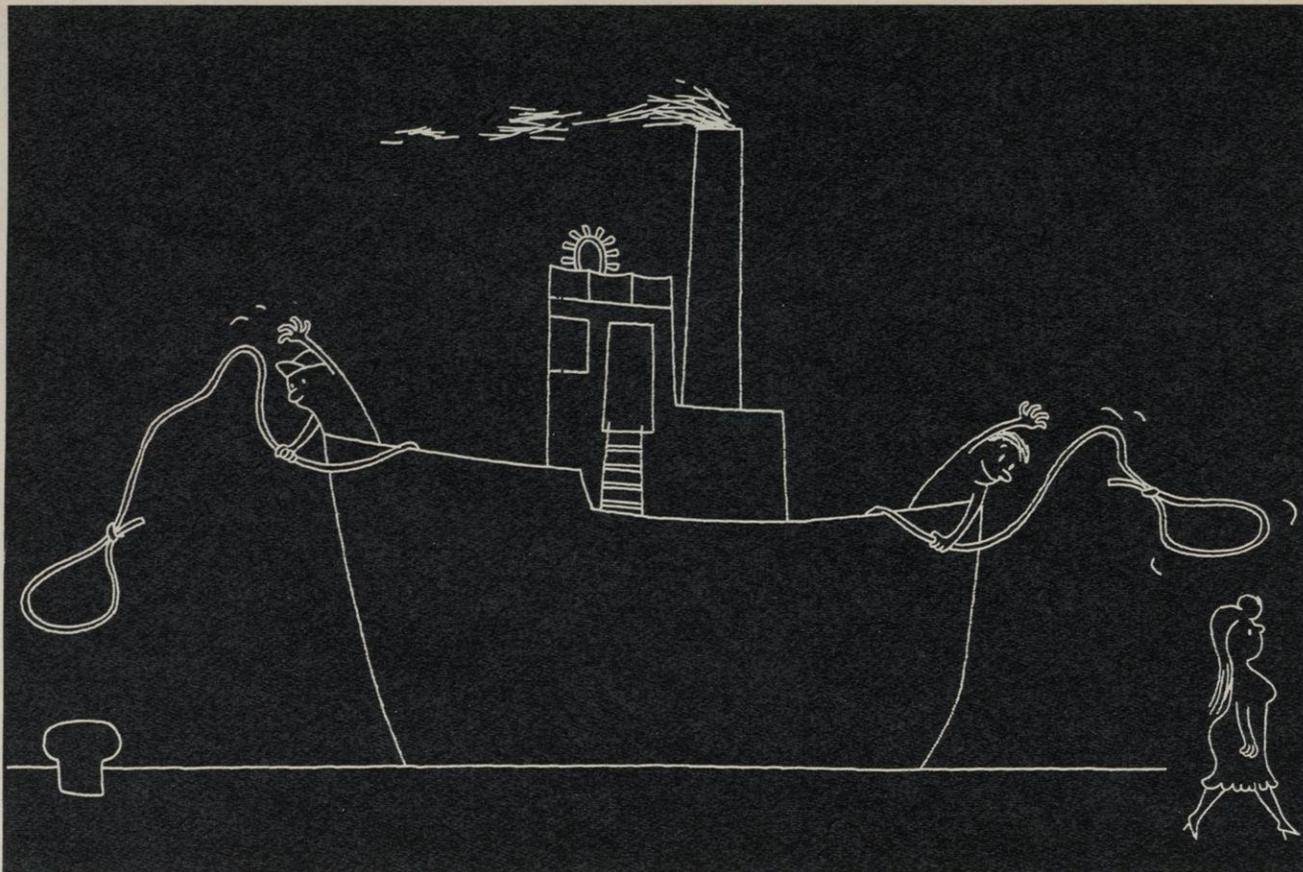
Svend Fleuron, **Strix**. Die Geschichte eines Uhus – 30 Illustrationen von Josef Hegenbarth, Typographie Juergen Seuss

Heinrich Mann, **Die Jugend des Königs Henri Quatre** – Gesamtausstattung Hermann Zapf

Juergen Seuss, Gerold Domermuth, Hans Maier, **Beat in Liverpool**. Gesamtausstattung Juergen Seuss

Stendhal, **Armance** – 28 Illustrationen und Typographie von Gunter Böhmer

Mark Twain, **Tom Sawyer und Huckleberry Finn** – 30 Illustrationen und Typographie von Emil Zbinden.



Mein Rezept

In der Bundesrepublik werden jährlich (und vor allem von Jugendlichen) Unsummen für Schallplatten ausgegeben. Schallplatten sind wirklich etwas Schönes. Ich habe sogar eine recht hübsche Sammlung davon. Darin bilde ich wahrscheinlich keine Ausnahme. Aber ich höre die meisten meiner Platten noch gern und pflege meine kleine Diskothek; darin besteht die Ausnahme. „So“, denkt Ihr, „wir haben einen reinen Engel vor uns, ein Musterbeispiel an Ordnung.“ – Weit gefehlt. Nur habe ich oft genug Schallplatten bei meinen Freundinnen gesehen, vor allem in der Zeit, in der ich selbst kaum welche besaß. Es war zum Gruseln! Da lagen nun die Platten zu zwanzig Stück übereinander, teilweise mit abgeknackten Ecken und zerkratzt. Vier Mark und achtzig Pfennig das Stück. Ungefähr der Hit von jedem Monat, und gehört wurden nur die obersten zwei oder drei. 20 Platten = 96 DM. Nettes Sümmchen, nicht wahr?

Die ganze Schallplattenindustrie ist darauf eingerichtet, daß wir Platten kaufen, die äußerst schnell aus der Mode kommen sollen. Und da ich gelernt habe, in dieser Beziehung (aber leider nur in dieser Beziehung) auf die üblen kleinen Tricks nicht hereinzufallen, kann ich Euch ja mein Rezept verraten. Aber vorher sollt Ihr wissen, warum Euch die Schallplatten, die Ihr kauft, eine nur so kurze Freude bereiten.

Erstens: Wir hören den Song im Radio, wir sind begeistert. Wenn wir es noch nicht sind, dann kommt die Begeisterung, wenn unsere Freunde begeistert sind. Und jetzt scheiden sich unsere Wege: Wenn Ihr nämlich begeistert, sehr begeistert seid, dann kauft Ihr die Platte. Ich nicht. Ihr hört sie zwanzigmal. Und dann nicht mehr, weil sie dann nicht mehr modern ist. Vier Mark und achtzig Pfennig.

Zweitens: Die Sache hat bei uns in Deutschland noch einen besonderen

Haken. Wenn Ihr auf Eurem Radio zufällig „Radio London“ oder auch „Radio Caroline“ bekommen könnt, hört Ihr vollkommen unbekannt Klänge, die wir in unseren wahrlich spärlichen Beatsendungen frühestens fünf Wochen später hören können. Wenn sie dann bei uns gespielt werden, sind sie im Beattopf England längst vergessen. Und wir sitzen da mit unmodernen Schallplatten!

Nun mein Rezept: Wartet. Hört Euch die Songs im Radio an, bei Freunden, wo Ihr wollt. Und wenn sie Euch noch so gut gefallen, wartet. Sehr lange. Überzeugt Euch nochmals und nochmals, ob Euch die Platten noch gefallen. Ihr habt doch Lust auf wenigstens vier Schallplatten. (Das verstehe ich so gut! Ich hätte sie manchmal am liebsten alle. Nur um Euch zu zeigen, daß auch ich...) Nun gut, ob diese Schallplatten nach vier Monaten noch immer so interessant sind? Meistens bleibt keine mehr übrig, an der Ihr noch Interesse habt. Manchmal bleibt noch eine. Und auf die wartet Ihr noch vier Wochen. Und wenn Ihr sie dann noch haben wollt, dann kauft sie! Sie wird Euch bestimmt sehr lange Spaß machen, ganz sicher. Und Ihr werdet sie pflegen. Bei Langspielplatten gilt dasselbe. Auf meinem Regal liegt z.B. „Out of our Heads“ von den Stones herum. Ich mag sie nicht mehr. Während ich „Yeah, Yeah, Yeah“ noch immer gern höre. Und „Bringing It All Back Home“ von Bob Dylan. Und viele andere. Auf die kleine „The House of the Rising Sun“ habe ich sehr lange gewartet. Ich höre sie jetzt noch gerne. Augenblicklich warte ich auf „Summer in the City“ und „Mr. Carpenter“. Ich glaube, „Mr. Carpenter“ wird siegen.

Versucht doch mal mein Rezept. Ihr spart bestimmt viel Geld dabei und habt länger Freude an Euren Schallplatten.

Viel Erfolg!
Herzlichst, Eure Anne

Saxophone müssen schlafen gehen

Ideologen mögen den Jazz nicht. Je beglückender ihre Botschaft vom großen Glück, desto mißtrauischer sind sie gegenüber dem kleinen Glück der Jazzmusik. Im Großdeutschen Reich achtete die Reichsmusikkammer peinlich darauf, daß die bevölkerungspolitisch wichtige Tanzmusik nicht zur Jazzmusik „entartete“. Edle Germanensprößlinge durften sich nicht an „artfremder Niggermusik“ ergötzen. Im östlichen Teil Deutschlands blieb der Jazz weiterhin verpönt. Was vorher „artfremd“ war, verwandelte sich nun in „kapitalistische Dekadenz“.

Auch nachdem man drüben den Jazz als Volksmusik unterdrückter Neger interpretierte und Jazzmusik immer häufiger von den Ostberliner Rundfunkanstalten ausgestrahlt wurde, blieb das Verhältnis zwischen der SED und dem Jazz zwiespältig. Im Moment müssen alle Saxophone und Posaunen frühzeitig schlafen gehen, denn Funk- und Fernsehtermine für Jazzsendungen sind kurzfristig abgesagt worden. Das in der Bundesrepublik führende Albert-Mangelsdorff-Quintett darf im Juni nicht in die DDR, da laut offizieller Absage „diese Art Jazz in der DDR kein Interesse findet“. Eigentlich erstaunlich, wie schnell sich die Ansichten des Publikums ändern, denn noch bei der letzten mitteleuropäischen Tournee waren alle Säle ausverkauft, wenn Albert zur Posaune griff.

Selbst ein weltbekannter Pionier der Jazzmusik wie Duke Ellington darf nicht gastieren, und die Dutch Swing College Band aus Amsterdam ebenfalls nicht, obwohl die Plakate bereits in Leipzig und anderswo kleben. Ahnt der Kultusminister Gysi denn nicht, daß verbotene Rhythmen sich am besten anhören, und ist es ihm nicht peinlich, daß er mit seinem Jazzverbot einen Traum der reaktionären NPD verwirklicht?

H. H.



...alle Scheiben im Schrank?

Seit rund zwei Jahren sind junge Leute auf der Straße, im Freibad oder zwischen zwitschernden Vögeln im Walde nicht mehr darauf angewiesen, was Radio Luxemburg gerade werbungsumwoben über das Kofferradiogerät schickt. Es gibt jetzt Kassetten-Recorder, das sind Mini-Tonbandgeräte, in die man kleine Kassetten einlegt, von denen jede rund eine Dreiviertelstunde Musik bietet. Man kann diese Bänder selbst mit Musik bespielen (wenn man die GEMA-Gebühr dafür bezahlt), aber man kann auch bespielte Band-Kassetten kaufen, inzwischen schon eine beträchtliche Anzahl. Da gibt es bei Philips zum Beispiel Esther und Abi, Beat-Musik, Musicals, Operetten, Chansons, Jürgen von Manger und sogar Kindermärchen. Erstaunlich stark ist das Angebot in Jazz und Jazzverwandtem.

Klavierjazz auf der Kassette . . .

Die Mercury-Kassette „Live At Tivoli“ (75002 CDE) zum Beispiel bietet Musik des Oscar-Peterson-Trios, aufgenommen im März 1965 im Tivoli Gardens in Kopenhagen. Der technisch immer noch brillante Oscar Peterson beweist mit diesen Aufnahmen, daß er mit zunehmendem Alter musikalisch immer reifer geworden ist. Auf langsamen Stücken wie „Misty“ oder „Django“ entfaltet Peterson eine vielschichtige Atmosphäre. Die schnelleren Stücke bestechen durch die abwechslungsreiche Melodik und durch einen geradezu umwerfenden Swing, der selbst noch die schnellsten Klavierläufe beherrscht. Und wenn Bassist Ray Brown Melodie und Baßführung in seinen Improvisationen miteinander verschmilzt, dann begreift man, warum er als bester Bassist der Welt gilt. – Übrigens ist die Klangwiedergabe des schmalen Kassetten-Bandes erstaunlich gut – man muß den Recorder dann allerdings an ein großes Rundfunkgerät anschließen, denn bei den Recordern selbst sind nun einmal die Lautsprecher zu klein. Aber dafür sind sie handlich – wenn auch vorläufig nicht gerade billig.

... und auf der Platte

Wer bei den guten alten Schallplatten bleiben will, dem sei die Verve-LP „Stride Right“ (V 6-8647) empfohlen. Diese Aufnahmen sind zwar nicht in einem Konzertsaal „live“ mitgeschnitten, sondern im Studio entstanden, aber sie wirken noch frischer und improvisierter als die des Oscar-Peterson-Trios. Das liegt daran, daß die beiden Hauptsolisten, Pianist „Earl“ Hines und Altist Johnny Hodges, nur für diese eine Session zusammengekommen waren und daß sie in rascher Folge alle neun Titel der LP einspielten. Man spürt immer wieder, wie sich diese beiden großen Solisten der Swing-Ära gegenseitig auf neue Ideen bringen. Und wenn Gitarrist Kenny Burrell gelegentlich solistische Einwüfe in die Stimmführung der beiden einfließt, dann glaubt man einer Jam-Session beizuwohnen, so vital ist diese Musik. Einige der Stücke sind dabei mehr auf Hines zugeschnitten, der allerdings technisch nicht mehr ganz so bestechend spielt wie einst, dem aber ständig etwas Neues einfällt und der in der Titelnummer „Stride Right“ zeigt, daß er noch nicht vergessen hat, wie er in den zwanziger Jahren musizierte. Johnny Hodges fügt sich geschickt in Hines' Spielweise ein, und wenn er selbst zum tragenden Solisten eines Stückes wird, dann genießt man die Leichtigkeit und den melodischen Fluß seiner Improvisationen. Wahrhaftig: Diese LP ist ein ungemein

lebendiges Kapitel der Diskographien von Earl Hines und Johnny Hodges.

Eine große Blues-Sängerin . . .

... ist auf einer anderen Verve-LP zu hören: Billie Holiday. Die LP heißt „Lady Sings The Blues“ (511034), und die Aufnahmen stammen aus dem Jahre 1954. „Lady Days“ Stimme ließ zu dieser Zeit schon die Spuren allzu reichlichen Rauschgiftgenusses hörbar werden, aber ihr Vortrag gewann mit zunehmender persönlicher Blues-Erfahrung eine einmalige Ausdrucksfähigkeit – und davon lebt diese LP. Obwohl kein Song darauf die Blues-Form exakt erfüllt, färbt Billie Holiday auch gängige Liebesliedtexte so kräftig mit der Stimmung ironischer Resignation ein, daß stets „Blueshaftes“ entsteht. Dazu wird sie noch von hervorragenden Solisten begleitet, die hinter ihrem Gesang einführend die Stimmung der Stücke unterstreichen, besonders auffällig der dezente Klarinettist Tony Scott und der Blues-Trompeter Harry Edison. So sind diese 40 Minuten Musik dank der Persönlichkeiten, die diese Aufnahme gestalteten, ein Erlebnis für den Freund des Jazzgesanges.

... und eine große Bach-Sängerin

Nun gibt es natürlich Leute, für die notwendige Voraussetzung für die Qualität einer Sängerin die Schulung im Bel-Canto-Stil ist. Doch wird man sich mit einer bloß „schönen“ Stimme nicht zufriedengeben, es gehört auch Musikalität dazu. „Maria Stader singt Kantaten von

Johann Sebastian Bach“ heißt eine neue Pelca-LP (PSR 40004), auf der diese Sopranistin eine frühe Kirchenkantate und eine spätere weltliche Kantate Bachs gestaltet. Maria Stader hat nicht nur eine Stimme, die in jeder Lage gleich reif und voll klingt, sie singt auch mit kaum über-treffbarer Sauberkeit und Leichtigkeit die zum Teil äußerst schwierigen Parts. Denn die in Bachs Weimarer Zeit entstandene Kantate „Mein Herze schwimmt im Blut“ ist noch voll von harmonischen und melodischen Experimenten, die Bach zu jener Zeit liebte; und die im italienischen Stil geschriebene weltliche Kantate „Non sa che sia dolore“ verlangt ein hohes Maß von Virtuosität. Was bei deren Vortrag Maria Stader über andere Sopranistinnen hinausragen läßt, sind vor allem ihre stilistische Sicherheit und das nuancierte Eingehen auf die von Text und Musik vorgegebene Stimmung in den Rezitativen und Arien. Das Kölner Kammerorchester begleitet sie sauber, aber nicht sehr differenziert, doch sticht der Flötist Hansjürgen Möhring hervor, dessen Leichtigkeit und Vortragssicherheit Maria Stader adäquat ist.

Russische Cellosonaten

Die Firma Eurodisc verschafft uns durch ihren Vertrag mit den Sowjets einen Einblick in russische Kammermusikwerke, wie er sonst bei deutschen Schallplattenproduktionen nicht zu gewinnen ist. Die LP „Sonaten für Violoncello und Klavier“ (74591 KK) macht uns nicht nur mit je einem Werk Prokofieffs und Schostako-

witschs bekannt, sondern auch mit der erstaunlichen Kunst des Duos Rostropowitsch – Richter. Prokofieffs dreisätzigige Sonate aus dem Jahre 1949 ist sogar bewußt im Hinblick auf diese beiden Interpreten geschrieben. Den virtuoserer Part hat Cellist Mstislaw Rostropowitsch zu bewältigen, und er spielt ihn so souverän, daß die Schwierigkeiten kaum erkennbar werden. Selbst bei komplizierten Doppelgriffolgen kommt die Schönheit des Instruments noch voll zum Klingen. Dem Pianisten Svjatoslav Richter bietet die Sonate durch ihre Ausdrucksstärke vielfältige Möglichkeiten, seine reiche Palette der Anschlagsnuancen vorzuführen. – Schostakowitschs Sonate, obwohl schon 1934 geschrieben, erscheint von beiden Werken als das kühnere. Ich habe jedoch im ersten und vierten Satz gelegentlich das Gefühl, daß nur durch die Meisterschaft der beiden Solisten die tonalen Partien bruchlos mit den moderner klingenden Passagen verbunden werden. Richter kann in diesem Werk übrigens seine souveräne Technik voll entfalten. Schon der Meisterschaft der Interpreten wegen wäre darum die LP wertvoll, doch kommt hinzu, daß Schostakowitschs Werk trotz gewisser schwächerer Partien hochinteressant und Prokofieffs Sonate vielleicht nicht modern (im westeuropäischen Sinne), aber von einer beeindruckenden Geschlossenheit und Ausdruckskraft ist, so daß sie zweifellos auch bei uns Freunde finden wird, zum Beispiel:

Euren Meggs

Die neuen Sänger (1)



Das „Adoptivkind“ des Protestsongs Dieter Süverkrüp

Lange bevor in der Bundesrepublik die Amerikanischen Protestsongs populär wurden, sang schon eine Reihe von jungen Deutschen eigene Protestlieder. Ihr Star war Dieter Süverkrüp, der von sich selbst immer als einem „Adoptivkind“ des Protestsongs spricht und seine Lieder „politische Chansons“ nennt. 1934 geboren, zeigte Dieter Süverkrüp von Anfang an großes musisches Talent und wollte nach dem Besuch eines humanistischen Gymnasiums in Düsseldorf zunächst Maler werden. Als Graphiker trat er dann in eine Düsseldorfer Werbeagentur ein. Aber musisches Talent – das hieß nicht nur Malerei und Grafik, sondern das zeigte sich auch in der Musik. Er spielte bei den „Feetwarmers“, zu denen auch Jazzstar Klaus Doldinger gehörte, verließ

dann aber den Jazz; denn nebenher hatte er sich bereits darangemacht, Balladen zur Gitarre zu komponieren. Nach einer Begegnung mit Gerd Semmer, der ihm später viele Texte schrieb, sattelte er um auf das politische Lied.

Mittlerweile ist nun schon eine ganze Reihe von Schallplatten erschienen (im Pläne-Verlag, Düsseldorf, Kruppstraße). Zwei Platten mit Liedern der Französischen Revolution („Ca Ira“), zwei Platten mit Semmer-Texten („Warnung, Rattengift ausgelegt“ und „Ein Lied, drei, vier“) und eine große Chanson-Platte unter dem Titel „Fröhlich ißt du Wiener Schnitzel“. Daß sich alle Platten gut verkaufen, kommentiert Süverkrüp ironisch: „erfüllt mich mit unbändiger Eitelkeit.“

Er wolle nicht protestieren, er wolle agitieren, hat Dieter Süverkrüp einmal seine Aufgabe als Sänger beschrieben. Die Agitation zeichnete ihn darum auch in seinen ersten Liedern als wichtigsten Protestsänger aus. Die klare Aussage, rücksichtslose Deutlichkeit und Aufruf zum Mitmachen – all diese Elemente machten Süverkrüps Lieder zu echten Songs.

Er gesellte sich zur Ostermarsch-Bewegung und wurde im Nu ihr wichtigster musikalischer Propagandist. Seine Hörer forderte er zum Engagement auf: „Lieber Meier, lieber Schulze, / bitte, glaubt nicht an die Schulze, / laßt euch nie mehr unsichtbar uniformieren! / Lieber Schulze, lieber Meier, / eßt zu Ostern viele Eier! / Und dann kommt zu uns, um mitzudemonstrieren!“

Aber dieser Düsseldorfer Volkssänger begnügte sich nicht mit der nur plakativen, krassen Propaganda, sondern er suchte das stimmigere Konzept, die abgerundeteren, in sich ausgeklügeltere

Form. Süverkrüp schrieb „politische Chansons“. Zunächst blieben die Themen erhalten: Kampf gegen die Notstandsgesetze, gegen den Vietnam-Krieg oder die „Formierte Gesellschaft“. Aber das Themenregister weitete sich aus. Der Chansonier wandelte sich zum Kabarettisten, verliebte sich in schöne Arrangements, erprobte seine Talente der Stimmenvariation und verlor darüber zuweilen aus dem Sinn, daß er sich eine ganz andere Aufgabe setzte als die, wie er sie in einem Lied skizziert hatte: „Klag an das Leid, doch bleib dabei poetisch.“ So kann man heute auf seiner Langspielplatte alle Spielarten wiederfinden: den aggressiven Agitator, den abgeklärten politischen Chansonier und den verspielten Kabarettisten. Er hat sich ein wenig die Hörner abgestoßen, ist listiger geworden. Sein aufklärerisches Pathos jedoch hat er sich bewahrt. Mittendrin auf der Platte mahnt er seine Zuhörer: „Laßt euch doch den Spaß nicht nehmen, mit dem eigenen Kopf zu denken.“

Und ein zweites hat er festgehalten, seinen Kampf gegen den deutschen Michel, den verantwortungslos dahinträumenden Durchschnittskonsumenten, den er aufstören will in seiner Lethargie. Den Herbert Michel aus dem „Mili-Tertiär“, aus der „späten Hallstein-Zeit“ will er aufwecken. Er charakterisiert ihn: „Hochparterre, Abitur, verheiratet, zwei Kinder, technischer Kaufmann, Pykniker, NSDAP-Mitläufer, Kriegsteilnehmer gegen Ende, Stirnnahe rechts, Opel Kadett, Bildzeitung, manchmal Spiegel, Anbaumöbel, Anbauideologie, Eichhörnchen-vorrat, komplette Campingausrüstung, man kann ja nie wissen, wahlberechtigt...“

Rolf-Ulrich Kaiser

Jugendvertreter- Wahl 1967

1

Jugendvertreter werden gewählt, um alle Jugendlichen unter 18 Jahren im Betrieb zu vertreten. Die Jugendvertretung soll die Wünsche und Forderungen der Jugendlichen im Betriebsrat vortragen und für ihre Verwirklichung sorgen. Deshalb sollten sich alle Jugendlichen unter 18 Jahren ihres Wahlrechts erinnern und sich an der Wahl beteiligen.

2

Das Betriebsverfassungsgesetz von 1952 hat festgelegt, daß in allen Betrieben, in denen mehr als 5 Jugendliche unter 18 Jahren beschäftigt sind, eine eigene Jugendvertretung gewählt werden kann. Jeder, der am Wahltag nicht jünger als 16 und nicht älter als 24 Jahre ist, darf gewählt werden.

3

Die Wahl ist aber nur dann sinnvoll, wenn die Jugendvertreter das Wissen und Können haben, das unbedingt für diese Aufgabe nötig ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Jugendvertreter aus den Reihen der Gewerkschaften die beste Ausbildung und Erfahrung haben. Ist ja ganz klar, denn dafür ist die Gewerkschaft da.

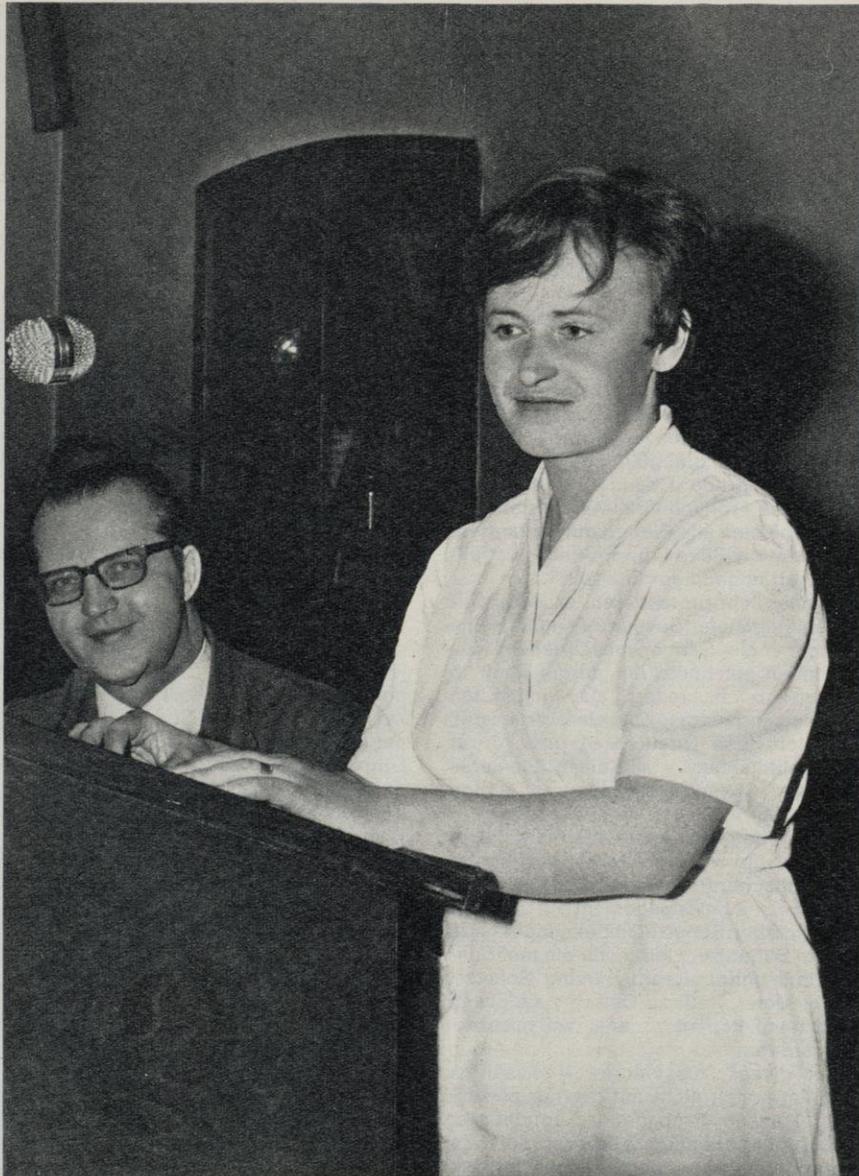
4

Die Vertreter der Gewerkschaften nehmen ihre Aufgaben zu ernst, als daß sie sich von weltanschaulichen Interessen, von gruppenegoistischer Vetterwirtschaft oder gar von persönlichem Geltungsbedürfnis leiten und behindern ließen. Sie kandidieren, um die wichtigen Fragen zu lösen, von denen wir alle betroffen sind.

Sie hat sich in der Arbeit als Jugendvertreterin bewährt und wurde auch in diesem Jahr wiedergewählt.



In der Jugendversammlung



Mitwählen
heißt
mit-
bestimmen



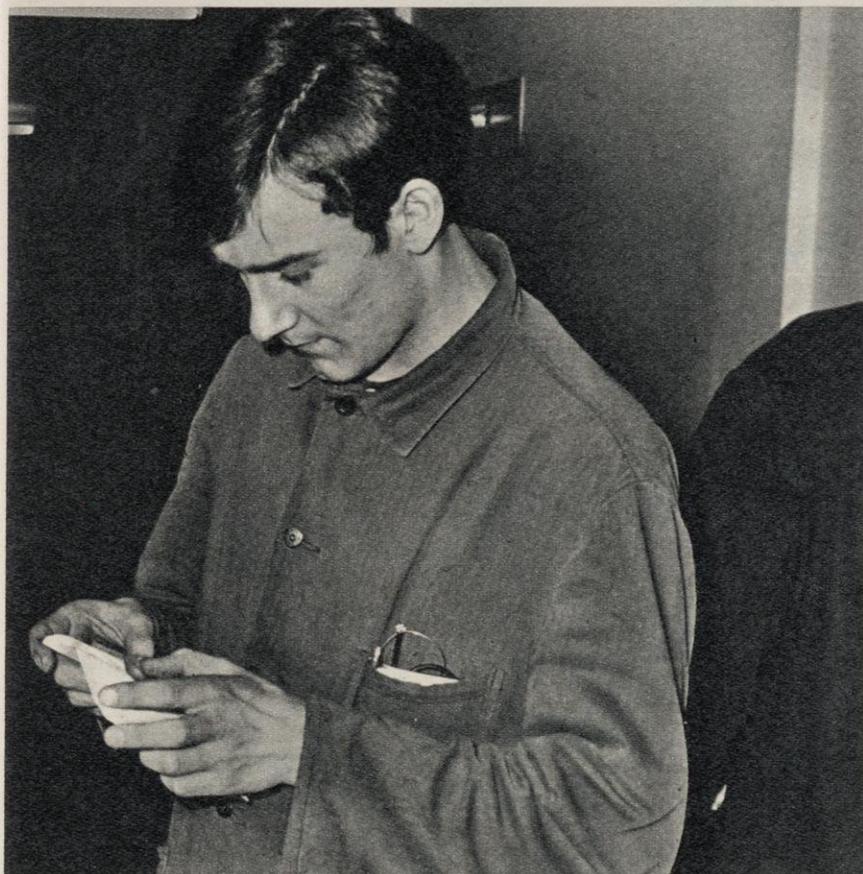
Auch in den ersten Monaten dieses Jahres haben sich die Sorgen der Arbeitnehmer in den Betrieben nicht verringert. Die optimistischen Erwartungen, daß mit dem Frühlingsanfang auch der wirtschaftliche Aufschwung einsetzen würde, haben sich nicht erfüllt. In dieser Situation – der Folge einer seit Jahren betriebenen verfehlten, planlosen Wirtschaftspolitik – sind starke Gewerkschaften besonders notwendig. Ihre Wirksamkeit in den Betrieben wird jedoch vor allem durch die entschlossene Haltung der Betriebsratsmitglieder und Vertrauensleute bestimmt, die alle Hände voll zu tun haben, um die innerbetrieblichen Belastungen, die den Arbeitnehmern aufgebürdet werden, abzuwehren. In dieser Auseinandersetzung, die immer tiefer in unsere grundsätzliche Gewerkschaftsarbeit hineinreicht, haben auch die Betriebsjugendvertreter eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Gerade die Zukunft der Jugend hängt entscheidend

von einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung ab, und diese wiederum bestimmt das Vertrauen der jungen Menschen in den Staat und in die Demokratie. Diese Demokratie ist bedroht, nicht nur durch die NPD und ähnliche neonazistische Tendenzen, sondern vor allem auch durch das mangelnde politische Interesse eines großen Teils der Bevölkerung. Die Unkenntnis wirtschaftlicher und politischer Zusammenhänge ist ein guter Nährboden für radikale politische Parolen und gleichzeitig ein Hindernis für die notwendige demokratische Bewußtseinsbildung und Mitverantwortung der Staatsbürger. Wirtschaftliche Fehlentwicklungen und damit verbundene Rückschläge gefährden deshalb auch gleichzeitig unsere demokratische Lebensform. Leider versagt die Schule im allgemeinen in dieser wichtigen Aufgabe, die Jugend mit der Demokratie vertraut zu machen. Die großartige Chance, die jungen, unverbildeten Menschen für diese Lebens-

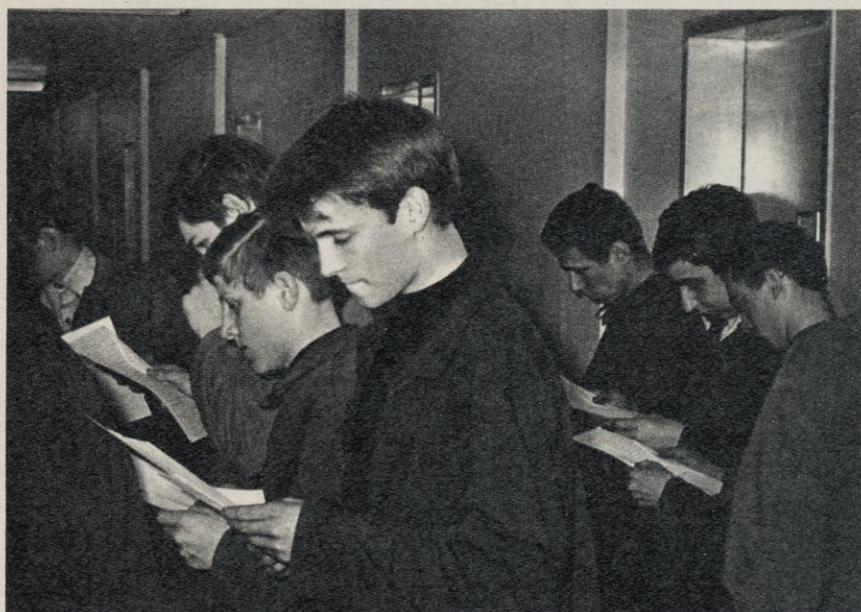
Jeder muß in der Wählerliste eingetragen sein



Zum erstenmal zur Wahl



Karl oder Inge? Das ist hier die Frage



Hoffentlich sind nur junge Gewerkschafter gewählt?

form zu begeistern, wird vertan. Die überwiegende Mehrzahl der 14- bis 15jährigen, die in die Berufsausbildung beziehungsweise in das Berufsleben eintreten, weiß nichts von der Mitverantwortung und Mitgestaltung der Jugend im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben. Es ist deshalb unsere ganz besondere Aufgabe, die Jugend für die Demokratie zu gewinnen. Das kann jedoch nur gelingen, wenn wir ihr eine Chance zur Mitarbeit und Mitverantwortung geben. Die Betriebsjugendvertreterwahlen haben deshalb eine ganz besondere Bedeutung. Hier können Jugendliche erstmals selbst die Vertreter ihrer ureigensten Interessen im Betrieb wählen. Die Jugendvertreter haben sich gemeinsam mit den Betriebsratsmitgliedern und Gewerkschaften mit den Fragen der Berufsausbildung, dem Jugendarbeitsschutz, zum Beispiel Einhaltung des 8-Stunden-Tages, des Akkordverbots und der Entlohnung zu beschäftigen. Das ist eine verantwortungs-

volle und wichtige Tätigkeit zum Nutzen aller jungen Arbeitnehmer.

Der Aufruf des DGB zur Jugendvertreterwahl lautet: „Mitwählen heißt Mitbestimmen.“ Damit bringen wir zum Ausdruck, daß die Einflußnahme auf die Zusammensetzung der Betriebsjugendvertretung die Beteiligung an der Wahl voraussetzt. Die Arbeit der Betriebsjugendvertreter muß unsere Jugend davon überzeugen, daß die Demokratie die Möglichkeit bietet, Entscheidungen im öffentlichen Leben und im Betrieb mitzubestimmen. Eine erfolgreiche Arbeit der Betriebsjugendvertreter hängt jedoch immer von der Unterstützung und dem Verständnis der Erwachsenen für die Jugend ab.

So gesehen, sind die Jugendvertreterwahlen eine wichtige gewerkschaftliche Aufgabe, die jeder nach seinen Möglichkeiten unterstützen sollte.

Georg Benz

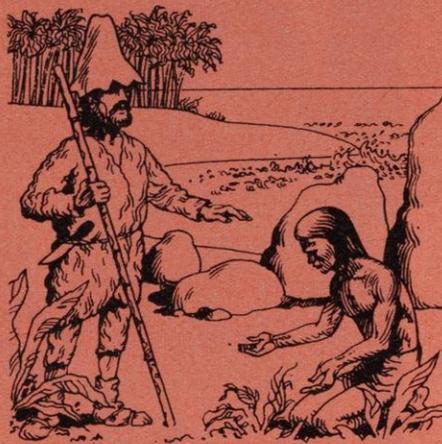


ROBINSON UND FRETTAG

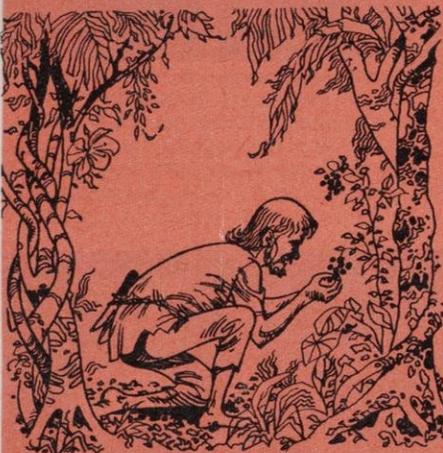
Bilderfabel zur Mühestimmung
nach einem Text von
Prof. Dr. O. von Nell-Breuning SJ



Taumelnd und erschöpft macht Robinson die ersten Schritte zum Strand der einsamen Insel. Mit letzter Kraft hatte er sich in den haushohen Wellen an ein Stück des abgebrochenen Mastes geklammert. Die Rettung war ein Wunder. Aber neue Probleme erwarten ihn. Zwar gibt es eine üppige Vegetation auf der Insel und Wasser ist sicherlich auch zu finden, aber außer einem festen Messer hat er nichts gerettet.



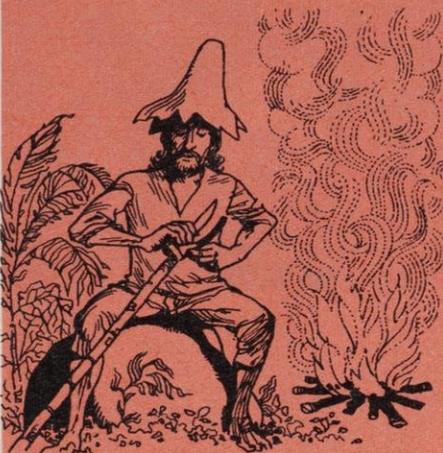
Da, eines Tages, wird Freitag auf die gleiche Insel verschlagen — leider ohne Messer. Jeder könnte jetzt für sich der Nahrungssuche nachgehen. Aber sie könnten sich auch zusammentun, um gewisse Arbeiten gemeinsam zu verrichten und andere, je nach Geschick, aufzuteilen. Das bietet große Vorteile und beide beschließen, nicht auseinanderzugehen, sondern zusammenzuarbeiten.



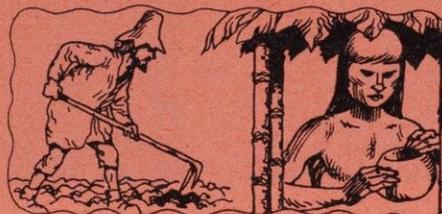
In den ersten Tagen gelingt es Robinson, sich den notdürftigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Bananen und Kokosnüsse gibt es ausreichend und eine Vielzahl unbekannter Gewächse, deren Früchte er sehr zurückhaltend prüft. Es gelingt ihm sogar, mit der Hand einige Fische zu fangen.



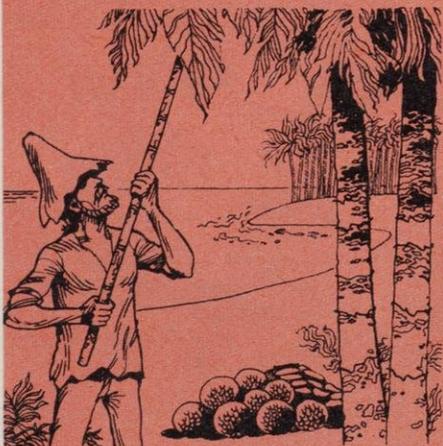
Aber das „Wie“ macht ihnen Sorgen. Sie könnten ein gemeinsames Unternehmen aufmachen, das sie gemeinsam leiten und dessen Erträge sie hälftig oder nach irgendeinem anderen Schlüssel untereinander teilen. Er müßte berücksichtigen, was jeder von ihnen in das gemeinsame Geschäft „einbringt“.



Mit vieler Mühe entfacht er mit Stahl und Stein ein Feuer. Er beginnt, sich Vorräte zuzulegen und schafft von Tag zu Tag mehr. Das ermöglicht Robinson, einen Teil seiner Arbeitszeit nicht mehr zur Nahrungssuche, sondern zur Herstellung von Werkzeugen zu verwenden.



Sie könnten aber auch vereinbaren, daß immer abwechselnd einen Tag Robinson, den anderen Tag Freitag als Geschäftsführer des gemeinsamen Unternehmens amtierend soll. Sie könnten auch, wenn etwa Robinson sich als besonders geeignet zur Leitung der Geschäfte erweist, durch gemeinsamen Beschluß ihn zum ständigen Leiter des Unternehmens bestellen.

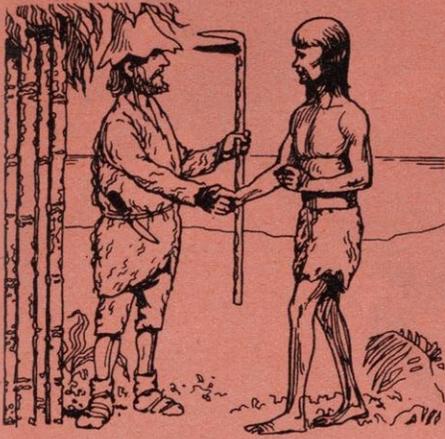


Robinson schafft sich einen einfachen Greifer, um die Früchte leichter und schneller vom Baum zu pflücken. Nach vielen Mühen gelingt es ihm, aus dem harten und trockenen Strandgras ein Netz zu flechten. Nach einiger Übung kann er damit viele Fische fangen.



Robinson lehnt jedoch jede Art von Gemeinschaftsunternehmen ab und ist nur bereit, Freitag als Arbeitnehmer bei sich einzustellen. Robinson will selbst das Unternehmen leiten. Freitag hat dagegen die ihm aufgetragenen Arbeiten zu verrichten und erhält dafür einen vereinbarten Lohn. Wenn ihm das nicht paßt, muß eben jeder für sich allein wirtschaften.

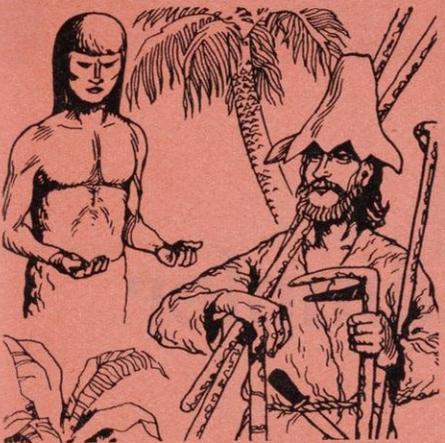
Ein solides Hausgespenst



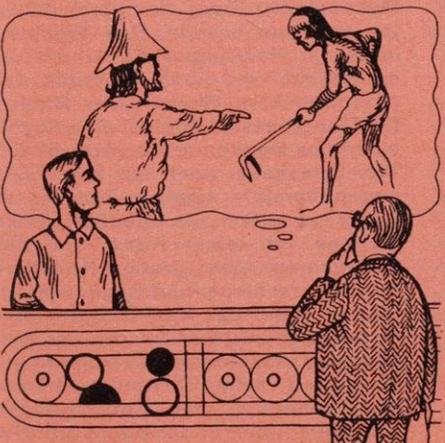
Freitags Wunsch, Teilhaber der Firma „Robinson & Freitag“ zu werden, wird ihm von Robinson versagt. So bleibt ihm nur die Wahl zwischen Alleingang oder Annahme eines Arbeitsplatzes als Robinsons Arbeitnehmer. Lange grübelt Freitag über die Probleme nach. Es bleibt ihm schließlich kein anderer Weg, als das Angebot anzunehmen. Vergleichlich mit den Härten und Entbehrungen des Alleingangs ist das offenbar das kleinere Übel. Er sagt „Ja“ und akzeptiert Robinsons Bedingungen.



Freitag weiß, daß Robinson bereits Vorräte besaß. Und diese sind „Kapital“ wie Produktionsmittel. Aus diesem Grunde war Robinson der Stärkere, konnte Freitag vor die Wahl stellen und in Ruhe abwarten. Freitag dagegen mußte sofort etwas gegen seinen Hunger tun. Robinson besaß außerdem schon einige Produktionsmittel, Freitag dagegen nicht einmal ein Messer. Er versprach sich also von einem Arbeitsplatz bei Robinson eine bessere Deckung seines Lebensbedarfs.



Hat Freitag sich freiwillig um den Arbeitsplatz bei Robinson beworben und sich freiwillig den Anordnungen Robinsons unterstellt? **JA**, denn es war sein selbstgewählter Entschluß; er hätte sich auch anders entscheiden können. **NEIN**, denn die Lage, in der er diesen Entschluß faßte, war dadurch bestimmt, daß Robinson stark war, er dagegen schwach. Freitag hat also freiwillig und doch unfreiwillig seinen Entschluß gefaßt. Vernünftigerweise hätte er sich auch kaum anders entscheiden können.



Diese Geschichte hat Parallelen zu unserer heutigen Gesellschaft. Es wird immer wieder argumentiert, die Arbeitnehmer ordneten sich im Lohnarbeitsverhältnis freiwillig der Weisungsbefugnis der von der Eigentumsseite her eingesetzten Unternehmensleitung unter. In der Tat: Sie tun es genauso „freiwillig“ wie Freitag in der Fabel. Unsere Gesellschaft wäre freierlicher, wenn diese Zwangslage nicht bestünde. Es würde sich auch für die Unternehmer lohnen, einmal über Robinson und Freitag nachzudenken.

Es gibt ein Wort in der deutschen Politik, dem entgeht man nicht so leicht. Das Wort, das ich meine, steht täglich in jeder Zeitung. Die Nachrichtensprecher und politischen Kommentatoren der Rundfunk- und Fernsehanstalten fallen es bereits im Schlaf. Es ist allgegenwärtig in der Bundesrepublik wie ein solides Hausgespenst: beschworen oder nicht, wo über Politik debattiert wird, ist es da. Ich kann es nicht mehr hören, es kommt mir zum Genick heraus, und trotzdem denke, höre, artikuliere ich es selbst jeden Tag: das Wort Hallstein-Doktrin.

Wieviel oder wie wenig die Politik taugt, die unter diesem Wort firmiert, steht hier nicht zur Debatte. Es interessiert in diesem Zusammenhang auch nicht, ob es Herr Hallstein oder ein anderer war, der diese Doktrin aufgestellt und – wie man so schön sagt – zum unabdingbaren Maßstab unseres Verhaltens in Sachen diplomatische Beziehungen zu anderen Ländern gemacht hat. Es geht allein um die Verbreitung des Begriffes, um seine Allgegenwart in Deutschland, die nicht zu bestreiten ist. Denkt man.

Das Wickert-Institut in Tübingen allerdings bestreitet und legt zum Beweis das Ergebnis einer Repräsentativumfrage vor. Danach ist die Hallstein-Doktrin weithin unbekannt. Glaub's oder glaub's nicht: noch nicht einmal ein Viertel der Bevölkerung der Bundesrepublik weiß, was die Hallstein-Doktrin bedeutet. Genau 24 Prozent sind informiert, der Rest hat nie etwas davon gehört, kann sich unter dem Wort absolut nichts vorstellen oder hat bestenfalls nur eine ganz blasse Ahnung. „Irgendwas Politisches, nicht?“ Vereinzelt wird die Hallstein-Doktrin sogar für eine Arznei, ein Erholungszentrum oder auch für Badesalz gehalten.

Von jenem Viertel der Bevölkerung, das über die Doktrin richtig informiert ist, treten angesichts verstärkter Bemühungen um ein besseres Verhältnis zu den osteuropäischen Staaten 74 Prozent für ein Aufgeben der Doktrin ein, nur 20 Prozent sprachen sich für ein Aufrechterhalten aus, und 6 Prozent äußerten keine Meinung zu dieser Frage.

Doch dies nur nebenbei. Hier handelt es sich um die 76 Prozent bundesdeutscher Mitbürger, die bei der Umfrage des Wickert-Institutes negativ zu Buche schlugen. Sie sind jenem fernöstlichen Symbol der drei Affen vergleichbar, von denen sich der eine die Augen, der zweite die Ohren und der dritte den Mund zuhält – und sie sind es auch wieder nicht. Denn zwar hören und sehen sie nicht, was um sie vorgeht, aber mit der dritten Symbolfigur, die sich den Mund zuhält, haben sie nichts gemein. Denn reden über Politik, das tun sie natürlich! Und wenn gewählt wird, sind sie selbstverständlich dabei. Sie stehen in allen Lagern. Doch geht man sicher nicht fehl in der Annahme, daß ihre Zahl von links nach rechts rapide zunimmt. Sie sind die Apostel der hohlen Phrasen, und nicht wenige von ihnen, dessen bin ich sicher, halten die Demokratie insgeheim für eine Staatsform, die dem deutschen Volk im Grunde nicht gemäß ist; wohl in der dumpfen Ahnung, daß Demokratie denkende Staatsbürger verlangt. Je nach Temperament und Couleur träumen sie vom gütigen Monarchen oder vom starken Mann, der ihnen das Denken erspart und entsprechen genau jener Frau, die nach dem Besuch eines Demoskopos gequält die Luft durch die Nase stößt und zu ihrer Tochter sagt: „Ein Gutes hat der Hitler eben doch gehabt – man ist wenigstens nicht gefragt worden!“

Gerd Angermann

Pedro

Hier und da in der Zeitung befremdende Berichte ein Mann darf nicht von Bord seit vierzehn Jahren lebt der Mann auf See von Schiff zu Schiff er hat kein Visum für ein Land der Zöllner läßt ihn nicht durch die Grenzkontrolle die Hafenzollerei die Feldgendarmarie die Uniformierten die Beamten der Sicherheitsdienst die Ministerien von überall kennen den Mann nicht er ist für sie Papier kein Gefüge von Knochen und Fleisch von Rückenmark und Hirnzellen sie denken nicht daß er an Frauen denkt oder daß er Kind ist einer Frau die er Mutter nannte In Australien durfte der Mann zwischen Schiff und Schiff eine Stunde an Land was hat er gefühlt den schmutzigen Sand den stinkenden Asphalt hat alles schlucken wollen zwischen den Zähnen festhalten wissen wie es schmeckt

nicht mehr vergessen und Bäume Bäume hoch aufsteigend Holz und Blätter aus dem Pflaster wollte er flüchten zog die Erde ihn an dachte er an Wald mit kleinen Tieren die Bergweide im Frühjahr Blumen Blumen oder an Süßwasser Leitungswasser Wasser über die Hände der Wasserfall beim Dorf wo er (vielleicht) geboren ist oder einfach ein Wolkenkratzer der Lift zum 40sten Stock doch war seine größte Angst wieder der Horizont darum am besten in ein enges Tal oder ein Armutsviertel Mauern und Windeln und keifende Frauen denn nie mehr weg keinen Platz mehr um ihn das war eine Stunde Land zwischen Schiff und Schiff die Zeitung vermeldete noch daß er PEDRO hieß

Richter Roegholt: Aus den merkwürdigen Dokumenten von Sem van Rang



HAP Grieshaber Holzschnneider, Drucker und Kämpfer

Der Wolf kommt



Auf der Achalm, hoch über Reutlingen, mit einem freien Blick auf die Höhenkette der Schwäbischen Alb, wohnt Helmut A.P. (HAP) Grieshaber in einem hinter Hecken und Bäumen versteckten Haus. Einmalig wie die künstlerische und geistige Gestalt dieses profiliertesten deutschen Graphikers der Gegenwart (er ist auch ein Redner und Briefschreiber eigenwilligen Stils) ist seine Umgebung: in Volieren und Stallungen seines Besitzes leben ein halbes Dutzend grüner Papageien, japanische Zwerghühner, White Rocks, Pfauen, Enten, zwei Ponys, ein Esel und in der Wärme der großen Wohnstube ein sprechender Ara, ein Rhesusaffe, Schrecken unvorbereiteter Besucher, und ein ängstlich unter der Heizlampe kauern des Nachtäffchen, alle betreut von Ricarda Gregor-Grieshaber, der Hausfrau und Schriftstellerin. Aus der Werkstatt und von den Druck-

pressen Grieshabers geht eine immer reicher werdende Produktion in Ausstellungen und in die Mappen der Sammler. Es gibt kaum ein deutsches Museum von Rang, das nicht Arbeiten von ihm besäße. Das Treppenhaus der Hamburger Kunsthalle ist beherrscht von einem Abdruck des monumentalen Werks „Der Rhein“ (3×13 m), dessen Original eine Foyerwand des Bochumer Theaters bildet. Wer Grieshaber auch nur kurze Zeit gegenübersteht, kann an ihm die so selten zu erlebende Identität eines Mannes mit seiner Kunst und das Engagement eines großen Künstlers mit Zeitgeschichte und Gegenwart erfahren. Unter der Nazi-Diktatur protestierte er mit Mitteln, die nur Eingeweihte verstanden. Wo Unrecht geschah, war seine Stimme zu hören. Bei Ausbruch des Korea-Krieges druckte er noch in der Nacht ein Plakat: „Koreanische Mutter“. 1960 ver-



„Paar“



Der Tod und der Manager. Aus dem Holzschnittwerk „Totentanz von Basel“

Verkündigung an die Hirten



ein Drittel der Druckkosten, wurde dem Verlag überwiesen. Für sein letztes großes Holzschnittwerk „Totentanz von Basel“ ließ er die Schrift von Studentender Hochschule für Graphik und Druckkunst in Leipzig schneiden. Die Blätter wurden im Juli 1966 gleichzeitig im Museum der Bildenden Künste in Leipzig und auf der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Essen gezeigt. Das Werk wurde im Verlag der Kunst in Dresden gedruckt. „Arbeit ist der beste Weg zur Freiheit und Brüderlichkeit“ schreibt er einem Freunde in der DDR und den Kunststudenten in Leipzig sagte er: „Das Können nutzt uns ja nicht viel, die Begabung hält nur kurze Zeit vor. Charakter muß dazukommen, Zwang und Notwendigkeit müssen dabei sein.“

Arno Ullmann

breitete er Flugblätter gegen die künstlerisch reaktionäre Ausstellung des „Deutschen Künstlerbundes“ in Hitlers „Haus der Kunst“ in München und wurde dabei verhaftet. Der Text unter dem Holzschnitt eines vietnamesischen Hängebauchschweins (wie er eines auf seinem Hof hielt) lautet: Zubereitung: man teilt es in zwei Hälften, spickt es mit Bomben, wälzt es im Blut und serviert kalt. „Der Hamburger Franz Glienke, ehemaliger KZ-Häftling von Neuen-gamme, brauchte Geld für die Drucklegung des „Totenbuchs von Neuen-gamme“ mit 70000 Namen und Daten gemordeter Häftlinge, mit der er der Neonazi-Legende entgegenzutreten will, „es sei alles nicht so schlimm gewesen“. Glienke wandte sich auch an Grieshaber, der einen Holzschnitt und eine Sonderauflage seiner Flugschrift „Der Engel der Geschichte“ für ihn herstellte. Der Erlös, mehr als

Der starke Mann und das Kino

Von Dr. Robert Stern (Wien)

Der Kaufmann, der Saloon-Besitzer, der Posthalter, die Farmer des kleinen Wildweststädtchens, sie alle stöhnen unter dem Terror der Gangsterbande, aber sie können sich ihrer nicht erwehren und müssen ihren Tribut entrichten. Selbst der im Grunde anständige, aber schwächliche Sheriff hat seine Machtlosigkeit einsehen müssen und gibt ihnen zähneknirschend Rückendeckung. Die Situation scheint ausweglos. Bis, ja, bis eines Tages ein schlanker Held mit leicht wehmütigem Blick über einer entschlossenen Kinnpartie die Straße herabgeritten kommt, seinen Whisky bestellt, mit einem einzigen Blick die Situation durchschaut und wortkarg, aber todesmutig mit unfehlbarem Colt sein Befreiungswerk tut. Nachdem Recht und Ordnung wiederhergestellt sind, reitet er einsam, wie er gekommen, des weidwunden Blickes der Barsängerin nicht achtend, zum anderen Ende des Städtchens wieder hinaus in die Weite der Steppe, neuen Heldentaten und dem nächsten Engagement bei Metro-Goldwyn-Mayer entgegen.

Typische Situation eines Wildwestfilms, wie sie schon zu Hunderten gedreht worden sind. Ähnliches kann natürlich auch in anderem Milieu erfolgen: An die Stelle des kleinen Städtchens in Colorado kann auch Chicago mit seiner berühmten Unterwelt treten, oder es kann die ganze Geschichte irgendwo in antik-exotischer Vorzeit spielen, und die Retter aus der Not sind dann dementsprechend ein harter Bursche von Polizeibeamten oder ein fellbekleidetes Muskelpaket aus einem Body-Building-Magazin. Oder das Ganze kann, in seiner aktuellsten Form, ins Globale ausgeweitet sein: Das bedrohende Element sind in diesem Fall die Russen oder Chinesen mit ihren Wasserstoffbomben oder Todesstrahlen, und der herrliche Held heißt James Bond oder so ähnlich und hat eine Agentennummer, die mit 00 beginnt, was in diesem Fall kein Hinweis auf eine Bedürfnisanstalt ist, sondern die Erlaubnis zum Töten nach eigenem Ermessen ausdrückt.

Gemeinsam ist all diesen Filmgeschichten die Glorifizierung des Helden, der, unerschrocken und bei der Wahl seiner Mittel nicht allzusehr von Skrupeln geplagt, die Ordnung und die Zivilisation vor den Finsterlingen errettet. Die Beliebtheit solcher Geschichten kommt keineswegs von ungefähr: Auch in der Politik träumen zahllose Menschen den Traum vom starken Mann, der mit eisernem Besen den Augiasstall unseres öffentlichen Lebens ausmistet und wieder Ordnung in die Bude bringt. Der Hinweis auf den Arbeitsscheuen aus Braunau am Inn möge vorerst genügen, um zu zeigen, wie gefährlich dieser Traum ist.

Der Glaube an die Helden ist müde

Das Schema vom Helden ist natürlich keine Erfindung des Jahrhunderts der Kinematographie, sondern gehört zum eisernen Bestand menschlicher Vorstellungswelt. Früheste Epen der Weltliteratur, vor Jahrtausenden erdacht, schildern die Taten furchtloser Helden, meist göttlichen Ursprungs. Mit dementsprechend übermenschlicher Kraft befreien sie Städte und Völker von Untieren, Dämonen, Tyrannen, fremden Eroberern. Dieses Motiv zieht sich durch alle Länder und alle Zeiten. Uns ist in alten maeren wunders vil geseit von heleden lobebaeren, von grözer arebeit. Aufgehört hat das nie, breitete sich von der erzählenden auf die dramatische Dichtung aus und scheint heute im Film einen zwar nicht qualitativ, wohl aber quantitativen Höhepunkt zu erleben.

Allerdings: Heute, nach all dem Unglück, das die heroische Weltanschauung über die Menschen gebracht hat, heute, in der Zeit der die Menschheit mit der Ausrottung bedrohenden Bombe, heute, mit dem pazifistischen Wissen und Gewissen belastet, das Generationen humanistischer Denker aufgebaut haben, können wir diese Heldengeschichten nicht mehr mit jener naiven Freude genießen wie die Zuhörer eines altorientalischen Geschichtenerzählers, wie die Ritter im Palas einer mittelalterlichen Burg oder wie die Hitlerjugungen in einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt. Unser Denken ist skrupelhafter und differenzierter geworden. Die „Umwertung aller Werte“ hat uns, anders als es der Erfinder dieser Formel beabsichtigte, den Zweifel am Übermenschlichen und an der segensreichen Kraft des Schwertes gelehrt. Aber freilich: Jenseits dieser Denknormen, die wir uns erarbeitet haben und an denen wir noch lange werden arbeiten

sondern nach einer aus wirtschaftlichen und anderen Komponenten zusammengesetzten sozialen Rangordnung; aber in einer Ausnahmesituation (das muß gar nicht etwa wie im Film eine Gruppe von Gestrandeten auf einer unbewohnten Insel sein; so eine Ausnahmesituation kann sich schon beim Versuch, in einen bereits überfüllten Straßenbahnwagen einzusteigen, ergeben) ist sehr schnell der Mutigere, der Stärkere, der Rücksichtslosere, der „Held“ obenauf.

Die starken Männer sind unter uns

Der durch und durch reaktionäre Mythos vom starken Mann, vom Selbstjustiz übenden Führer, ist ein Anachronismus in einer demokratischen Gesellschaft – auch wenn man zugeben muß, daß er, auf wirtschaftliche Bereiche übertragen, nicht übel in das Leitbild vom „selbstverantwortlichen Unternehmer“ paßt, wie es in einigen dem uneingeschränkten Kapita-

Unser Foto zeigt Lex Barker, Pierre Brice u. Rolf Walter in „Winnetou III“

sich schon durchaus bereit, zu glauben, daß das schnellere Pferd, die schußbereitere Pistole, der stärkere Bizeps alle menschlichen und gesellschaftlichen Probleme zu lösen imstande sind – und das wird ihnen nun im Kino noch recht anschaulich vorgeführt.

Wir wollen nun keineswegs in ein primitives Denkschema verfallen, das an einen allzu direkten Zusammenhang zwischen dem Besuch solcher Filme und der Verübung von Gewalttaten glaubt. (Bewährte Ausrede vor dem Jugendlich: „I hob ma vurher an Kriminalfilm augschaut.“) Kann es aber einen Zweifel daran geben, daß der dauernde Besuch von Brutalfilmen auf dafür sowieso schon aufnahmefähige Seelen brutalisierend wirken muß, falsche Leitbilder in ihnen groß werden läßt? Und selbst wenn das Leinwandidol vielleicht wirklich noch für das Recht gekämpft hat – welcher Rowdy und Messerstecher ist nicht fest davon überzeugt, im Recht zu sein?



müssen, kämpfen wir noch mit dem jahr-millionenalten Erbe in uns. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz zeigt uns in seinem Buch „Das sogenannte Böse“, daß die Aggression im Tierreich ein notwendiger Trieb zur Erhaltung der Art ist. Schon vor ihm haben Tierpsychologen auf die Bedeutung der „Hackordnung“ in Tiergemeinschaften hingewiesen: Auf dem Hühnerhof besteht eine strenge soziale Rangordnung, derzufolge die ranghöheren Tiere auf die rangtieferen mit den Schnäbeln einhacken dürfen, aber nie umgekehrt. Die durch größere körperliche Kraft, „legitimierte“ oder auch nur angemaßte Gewalt des einen Individuums über das andere zieht sich von unseren tierischen Vorfahren bis hinauf zum Homo sapiens. Die Hackordnung liegt uns ebenso im Blut wie die Aggression: Wir wollen nach unten (gegenüber den Schwächeren) treten und uns nach oben (gegenüber den Stärkeren) ducken, und es fällt uns gar nicht so leicht, dieser Urveranlagung gegenüber das vernunftgemäße und unserer Entwicklungsstufe entsprechende Verhalten der Solidarität in uns durchzusetzen. Wobei sich in der normalen Gesellschaftsordnung das Radfahrerprinzip natürlich nicht nach körperlicher Stärke oder Schwäche orientiert,

lismus verschriebenen Köpfen noch immer herumspukt. Der irdische Erlöser, der wie weiland Lohengrin aus fernem Land, unnahbar unsern Schritten, kommt und ohne Gesetzbuch und ohne Gericht der verfolgten Unschuld zu ihrem Recht verhilft, mag im mythologischen oder mittelalterlichen Kostüm vielleicht noch angehen, je näher er aber unserer Zeit rückt, um so mehr erinnert er uns an Führerprinzip und Diktatur, um so gefährlicher wird er durch seinen vorgetauschten Realismus. Und darum ist das Überhandnehmen der Action-Filme, wie sie im Fachjargon heißen (vom englischen Wort action = Handlung), die die uns eingeborene Unterordnung unter die einschüchternde Persönlichkeit des Helden zum hohen Prinzip erheben, so bedenklich.

Ein gewisses Publikum sieht heute überhaupt nichts anderes als solche Filme. Dieses Stammpublikum der Action-Kinos hat zwar biologisch das Kinoverbotalter von 16 oder 18 Jahren bereits überschritten, besitzt das Wahlrecht, steckt aber geistig noch immer in der Pubertät. Viele von ihnen sind in ihrer psychischen Unreife besonders anfällig für die hier vordemonstrierten Methoden des Umgangs mit Menschen. Sie sind an

Geist ist auch eine Blume

Dabei kann man den Erfindern solcher Drehbücher durchaus nicht zugute halten, daß sie all diese hier attackierten Wirkungen nicht beabsichtigten, daß sie eben nur spannende Geschichten erzählen möchten. Allzuoft ist nämlich ihre Mißachtung demokratischer Grundsätze und ihre Mißachtung des Geistes gegenüber dem Bizeps so offensichtlich, daß sich niemand darauf ausreden kann, sie sei nachträglich hineininterpretiert. Intellektuelle oder Politiker werden in solchen Filmen prinzipiell als weltfremde Schwächlinge lächerlich gemacht. Sie reden unverständliches Zeug und erreichen überhaupt nichts; der starke Mann blickt bloß geringschätzig auf sie herab, verliert kein Wort, weiß aus seinem „gesunden Rechtsempfinden“ heraus, was wirklich nützt, und stellt mit ein paar wohlgezielten Schüssen die alte (!) Ordnung wieder her.

Beispiele dafür gibt es genug, nicht nur in den schon von der Produktion her als „B-Filme“ (ohne größeren Aufwand hergestellte, minderwertige Ware) geplanten Streifen, sondern auch in anspruchsvolleren. Nennen wir zwei davon: In dem kürzlich wiederaufgeführten Film

Oberhausener Tagebuch

„Das Syndikat“ (1951 von John Cromwell gedreht) geht es um den Kampf eines Polizisten gegen eine mit Beamtenbestechung arbeitende wohlorganisierte Gangsterbande. Der Film wurde seriös herausgebracht und fand gute Beurteilung. In der Münchner Zeitschrift „Filmkritik“ 12/1965 sagt Peter M. Ladiges Bezeichnendes über ihn, was offenbar viele andere Kritiker übersehen haben: „Der klischierte Ablauf der Ereignisse wird ärgerlich erst durch die Selbstverständlichkeit, mit der Demokratie als Korruption und Gewalt als einziges Heilmittel präsentiert werden... Typisch eine Einstellung: Ein Polizeiwagen, der es eilig hat und durch einen Wahlkonvoi gestoppt wird, kann es nicht erwarten und reißt dabei ein Transparent herunter. Überall Asphaltchunzel, in dem nur Brutalität dem Guten dient.“

Ähnliche Tendenzen weist Alexander von Cube in der deutschen Zeitschrift „Film“ 10/1965 dem im vergangenen Herbst gezeigten Kriegsfilm „Erster Sieg“ von Otto Preminger nach, in dem es unter anderem um den Konflikt zwischen einem knorrigen alten Seebären von Vater und dessen Sohn geht, der, von der geschiedenen Frau des Kreuzerkommandanten erzogen, ein rechtes Muttersöhnchen geworden ist, ein Harvard-Student (!), der gern Journalist (!) werden möchte. Dann kommt da noch ein Presseoffizier vor, dessen Rolle Cube so charakterisiert: „Er ist die perfekte Kreatur, die sich vorwiegend als Kuppler und Denunziant betätigt und sich willenlos verprügeln läßt. Als er an die Front soll, bricht ihm der kalte Schweiß aus. Kein Wunder: im Zivilberuf ist das Schwein Parlamentarier.“

Ich möchte nicht so weit gehen, derartige Filme glattweg als faschistisch zu bezeichnen. Faschistoide Tendenzen aber kann man ihnen glatt nachweisen. Bezeichnend, daß Deutsche, Österreicher und Italiener besonders intensiv und auch erfolgreich darauf aus sind, den Amerikanern den Rang in der Herstellung von Wildwestfilmen abzulaufen. Karl May war immer schon die Lieblingslektüre des Hitlerjungen Quex.

Da wir uns aber nicht mit der Analyse einer Zeiterscheinung begnügen können, ergibt sich die Frage: Was läßt sich gegen dieses Überhandnehmen antidemokratischer, antihumanistischer und geistfeindlicher Filme tun? An sich leider recht wenig. Wir haben erfreulicherweise keine Filmzensur – erfreulicherweise, obwohl man dies angesichts der Nachsichtigkeit der FSK in Wiesbaden (Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft) bei derartigen Filmen manchmal zu bedauern geneigt ist. Da also keine negative Abwehr gegen solche Tendenzen möglich ist, bleibt uns nur der positive Kampf: den Wert der Demokratie und des Rechtsstaats allen Menschen, vor allem aber unserer Jugend, so sehr einzuimpfen, daß sie gegen die Versuche durch die Apologeten der Gewalt und des Faustrechts immun werden. Die Verantwortung, die Eltern, Lehrern und anderen Jugend Erziehern aufgelastet ist, war wahrscheinlich noch nie so groß wie heute. Ihre Aufgabe ist unendlich schwer zu bewältigen: sie sollen den jungen Menschen nicht nur ein viel größeres Maß an Wissen vermitteln als je zuvor, sie müssen auch zur bewußten Abwehr gegen die geheimen Verführer erziehen. Vielleicht ist keine Gemeinschaftspflicht so wichtig wie die, den Erziehern das nötige Rüstzeug zu geben. Es müßte sich die Einsicht durchsetzen, daß die Besten gerade gut genug sind für diese zukunfts-trächtigste aller öffentlichen Aufgaben.

Sonntag, 2. April 1967: Wieder einmal mache ich mich auf den „Weg zum Nachbarn“, fahre zur Eröffnung der XIII. Westdeutschen Kurzfilmtage nach Oberhausen und treffe dort, wie in jedem Jahr, unzählige Freunde und Bekannte. Hilmar Hoffmann und Will Wehling, die nie erlahmenden Initiatoren der Kurzfilmtage, freundlich und hilfsbereit, werden mir von Jahr zu Jahr sympathischer. Die Bundesregierung hat 25000 DM gestiftet, ist wohl endlich zu der Einsicht gelangt, daß die Kurzfilmtage keine kommunistische Veranstaltung sind. (Höcherl, der Parteigänger Hitlers, hatte das behauptet!) Auch die Landesregierung schoß 25000 DM zu. Anerkennung auf der ganzen Linie. 1200 Cineasten aus 30 Ländern sind gekommen, werden von der Bürgermeisterin Luise Albertz und vom Ministerpräsidenten Heinz Kühn begrüßt. Das Eröffnungsprogramm ist gut. Vor allem der französische Zeichentrickfilm „Die Schnecken“ von René Laloux gefällt mir. Schnecken, groß wie Möbelwagen, terrorisieren die Menschen. Ziemlich gruselig. Aber auch die Filme „Au Fou“ des Japaners Yoji Kuri und „Bang“ des Engländer Bob Godfrey finden meinen Beifall. Ein guter Auftakt.

Montag, 3. April 1967: Um 15 Uhr wieder in der so angenehmen und bequemen Oberhausener Stadthalle. Der Botschafter der UdSSR Semjon Zarapkin eröffnet das russische Programm. Die Filme sind leider schlecht – im Gegensatz zu den vergangenen zwei Jahren. „Der Künstler“ wird vom Publikum ausgelacht. Um 17 Uhr erscheint der Botschafter Dänemarks und bittet um Aufmerksamkeit für das dänische Angebot. Es ist verblüffend gelungen. Lache sehr über Henning Ornbaks Kurzspielfilm „Zehn Kravatten und ein Herz“. Ein hübsches, sehr junges Mädchen ist einfallsreich darum bemüht, einen Mann zu kapern. Wenn es nach mir ginge, bekäme dieser Film einen sogenannten „Großen Preis“. Um 21 Uhr zeigen die Tschechoslowaken ihre Produkte. In dem Film „Nebel“ soll wieder mal – wie so oft – Theater angespielt werden. Übrigens schlechtes Theater! Sehr langweilig. Nur ein Film ist vorzüglich: „Die Achillesferse“ von Pavel Juracek. Zwei Soldaten schlagen ihre Zeit in einer fremden Stadt tot. Um Mitternacht bin ich wieder zu Hause. Habe 17 Filme gesehen und träume noch ein paar dazu.

Dienstag, 4. April 1967: Etwas müde, aber erwartungsvoll sitze ich um 14.30 Uhr im großen Saal der Stadthalle. Sieben Filme aus Belgien beleben die Leinwand, doch mehr tun sie nicht. Bei einem Film schlafe ich tatsächlich für Sekunden ein. Ärgere mich, daß ich nicht erst zum amerikanischen Programm, das um 17 Uhr anfängt, gekommen bin. Das ist nämlich recht gut. „The Pop-Show“ von Fred Mogubgub und „12-12-42“ von Bernhard Stone sind flott und kritisch. „Son of Dada“ von Richard Preston greift die heute üblichen Mystifikationen an. Am Abend erfreuen und verärgern mich jugoslawische Filme. „Wo einst junge Nußbäume wuchsen“ interessiert mich ganz und gar nicht. „Die Fliege“ von Aleksander Marks und Vladimir Jutrisa hingegen ist ein hübsches Zeichentrickfilmchen. Hier sind es keine monströsen Schnecken, dafür eine ständig sich vergrößernde Fliege, die den Menschen erschreckt. Alle anderen Filme aus Jugoslawien waren zu lang. Um 1 Uhr nachts erst zu Hause. In meinem Hirn bohren Trickfilmgeräusche. 26 Filme gesehen!



Aus dem Zeichentrickfilm „Die Maschine“ von Wolfgang Urich

Mittwoch, 5. April 1967: Wäre erst später gefahren, wenn nicht um 14.30 Uhr die italienischen Filme gezeigt worden wären. Die muß ich sehen. Muß? Warum konstruiere ich mir so ein „Muß“? Die Filme sind schlecht. Schwöre mir, nie wieder zur ersten Vorstellung zu hetzen.

Um 17 Uhr steht die Leinwand den Rumänen und Ungarn zur Verfügung. „Fünf Minuten Krimi“ des Ungarn József Napp, dieser Zeichentrickfilm ist witzig gemacht. Auch sonst sind da noch ein paar gute Leistungen. Doch so gut wie vor zwei Jahren sind die Ungarn nicht mehr.

Am Abend großes Gedränge in der Stadthalle. Die Deutschen kommen! Die Westdeutschen. Hohe Erwartungen. Was rechtfertigt sie? Der Film „Die widerrechtliche Ausübung der Astronomie“ von Peter Schamoni rankt sich um einen verkannten Astronomen, der von Max Ernst wiederentdeckt wurde. Es ist immer eine Freude, Max Ernst zu sehen und zu hören. Der Film ist nicht schlecht, auf jeden Fall informierend. – Dann sahen wir die dünne Story eines Mannes, der alle Welt anpumpt. Ungeschickt bewegte sich eine Kamera um einen noch ungeschickteren Laiendarsteller. Solche Filme könnte ich, wenn ich wollte, jeden Tag drehen. – „Ein Haus am Meer“ von Klaus Lemke, das ist ein Film, der so überflüssig ist wie ein Muttermal. – Viel besser „Die Maschine“ von Wolfgang Urich. Ein Zeichentrickfilm. – „Die beispiellose Verteidigung der Festung Deutschkreuz“ von Werner Herzog soll ulkig sein, ist es aber nicht, ist vielmehr dümmlich und albern. – Und dann: „Lockenköpfchen“ von Ulrich Schamoni und Michael Lentz. Zweifelloser bester Film des deutschen Programms: witzig, hintergründig und die Nachdenklichkeit anregend. – Hinterher, also nach der Vorstellung, spricht man fast nur über dieses „Lockenköpfchen“, das in Wahrheit ein kahlköpfiger Mann ist; die Frau eines dänischen Regisseurs sagt mir, wer über so einen Film lache, sei ein Nazi. Da ich trotzdem keiner bin, wechsle ich das Thema. Die Frau eines dänischen Regisseurs darf ruhig dumm sein.

Donnerstag, 6. April 1967: In der Nacht Fieberträume gehabt. Ich war das Lockenköpfchen und Michael Lentz wollte mir eine rote Perücke verkaufen. – Am Morgen 38,5 Grad Fieber. Grippe. Drei verschiedene Tabletten geschluckt. Bis

zum Abend geschlafen, während in Oberhausen englische und französische Kurzfilme gezeigt werden. Wütend, daß ich sie nun verpasse.

Freitag, 7. April 1967: Fieberfrei. Ab nach Oberhausen. Ein zuverlässiger Mann – Kaplan von Beruf – versichert mir: „Sie haben nichts versäumt.“ Und nach einer nachdenklichen Pause: „Höchstens ‚Un Misanthrop‘ von Gérard Pires.“

Und abermals: Die Deutschen kommen! Diesmal die Ostdeutschen. In seiner Ansprache sagt der Regisseur Joachim Hadaschik mehrmals: „Deutsche Demokratische Republik“, dabei habe ich nie einen Besucher in Oberhausen von der „Zone“ oder der „SBZ“ sprechen hören. Alle sagen hier DDR. – Die Filme, die dann gezeigt werden, sind mir zu linientreu. Betont linientreu! Und diese Richtung mißfällt mir mehr als ein schlechter Film. – Dem DDR-Programm ist der schwedische Film „Aufenthalt im Marschland“ von Jan Troell angehängt worden. Ganz gutes Thema – Eisenbahnbremsen läßt seine Züge im Stich und wird Vagabund –, aber viel zu lang ausgesponnen. Abends die Polen. Erwähnenswert: „Family of Man“ von Wladyslaw Slesicki. Geruhsame Kamera fängt das geruhsame Leben einer Bauernfamilie ein. Keine Spur von Blut-und-Boden-Mythos. Realistisch und auch ein wenig poetisch. – Sehr gut auch: „Automanie“, der Zeichentrickfilm von Kazimierz Urbanski, der sich mit der anwachsenden Motorisierung beschäftigt.

Genug, genug! Der Weg zum Nachbarn ist mit Kurzfilmrollen gepflastert. Mein Bedarf ist gedeckt. Für ein Jahr. Samstag, 8. April 1967: Erwin Leiser, der Präsident der Internationalen Jury, gibt bekannt, welcher Film einen Preis bekommt. Den Großen Preis von 5000 DM für den besten Kurzspielfilm erhält „Aufenthalt im Marschland“. (Mein Kommentar: Fehlentscheidung!) Großer Preis, ebenfalls 5000 DM, für den besten Dokumentarfilm, gestiftet von der IG Metall, erhält: „12-12-42“. (Mein Kommentar: Verdient!)

5000 DM für den besten Trickfilm „Die Fliege“. (Kommentar: Na ja.) Und zum Schluß: Großer Preis für den besten Experimentalfilm: „Son of Dada“. (Kommentar: Gut so.)

Philipp Wiebe

Kleine Geschichten um den großen Sport



„Außenseiter“

Foto: Hans A. Comotio

In Heidenheim standen sich die besten Fechtclubs des Kontinents im Finale des Europa-Cups der Fechter gegenüber. Den Pokal gewann schließlich die Mannschaft von „Dynamo Moskau“. Als einige der sowjetischen Fechter an ihre Gegner und Gastgeber Bücher über Minsk verschenkten, fragte man sich, warum Moskauer Sportler Reklame für Minsk machten. Man fragte den sowjetischen Reiseleiter, woher denn seine Schützlinge stammten. Er erklärte: „Aus Moskau, aus Minsk, aus Tallin, aus Kiew...“ Kurz, der Europa-Cup wurde nicht von einer Klubmannschaft, sondern von der sowjetischen Nationalmannschaft gewonnen. Noch kürzer gesagt: Die Säbel der Sowjets waren „krumm“.

★

Das Geschäft bei Deutschlands Europameister im Schwergewichtsboxen, Karl Mildnerberger, blüht. Kaum hat er 250000,- DM für seinen überlegenen Sieg über den Engländer Billie Walker kassiert, flatterte ihm Angebot auf Angebot ins Haus. Sowohl ein englischer als auch ein amerikanischer Veranstalter boten Mildnerberger 300000,- DM für einen erneuten Kampf gegen Weltmeister Cassius Clay. Aus Japan kam eine Offerte, für eine Gage von 400000,- DM gegen Ex-Weltmeister Floyd Patterson zu boxen. „Milde“ ist auf dem besten Wege, nach Max Schmeling Deutschlands zweiter Boxmillionär zu werden.

★

In einer Pechsträhne befindet sich Straßen-Radweltmeister Rudi Altig. Im Winter mußte er die lukrative Sechstagesaison vorzeitig abbrechen, um sich die Silbernägel aus dem Oberschenkel entfernen zu lassen, die man ihm nach einer Sturzverletzung eingezogen hatte. Dann belegte man ihn beim ersten Straßenrennen mit einem Startverbot. Beim Rennen Mailand - San Remo ging er wegen mangelnder Vorbereitung darum nicht an den Start. Beim Rennen Gent - Wevelghem stürzte Altig, wurde bei der Flandernrundfahrt nur 71. Und auf der Rückfahrt hatte er einen - allerdings leichten - Autounfall. „Nun muß mein Pech doch bald ein Ende haben“, meinte Rudi und hofft doch noch auf eine erfolgreiche Saison.

Die schnellste Führung einer Leichtathletikabteilung hat zweifellos der ASV Köln. Nachdem hier Ex-Europameister Manfred Gernar schon seit mehr als einem Jahr Sportwart ist, wurde jetzt sein Nachfolger als Deutscher Sprintermeister, Klaus Ulonska, zum Leichtathletikobmann gewählt. Da der ASV Köln augenblicklich drei gute Sprinter hat, wird Ulonska aber auch nochmals die Spikes anziehen und als Schlußmann der 4-mal-100-m-Staffel fungieren. Zu diesem Zweck hat er schon die überflüssigen Pfunde abgeschwitzt.

★

Ein seltenes Jubiläum feierte Hans Klodt, der 1937, 1939 und 1940 Torwart der Meisterelf von Schalke 04 war und zwischen 1938 und 1941 siebzehnmals im Tor der Nationalelf stand. Hans Klodt trainierte 18 Jahre lang die Spielvereinigung Beckum. In einer Zeit, in der Vereine in einer Saison zwei-, dreimal ihren Trainer

wechseln, eine Seltenheit. Jetzt allerdings will sich Klodt in Westfalen ein anderes Wirkungsfeld suchen.

★

Wenn eine Europameisterin geschlagen wird, denkt man eigentlich an eine sportliche Niederlage. In Paris wurde jetzt die Europameisterin im 800-m-Lauf, die Jugoslawin Vera Nikolic, von ihrem Trainer Alexander Petrovic im wahrsten Sinne des Wortes geschlagen. Er war verärgert, weil sein Schützling bei einem Querfeldeinlauf ohne ersichtlichen Grund aufgab. Zu Petrovics Entgleisung muß allerdings vermerkt werden, daß die Europameisterin noch die Schulbank drückt. Dennoch, Schläge sind eine schlechte Trainingsmethode.

★

Aus einem gottlob seltenen Grund mußte der Deutsche Meister im Dreisprung, Michael Sauer, eine dreiwöchige Trai-

ningspause einlegen. Als Bewohner eines Studentenwohnheims in Mainz mußte er nicht nur eine Immunitätsimpfung über sich ergehen lassen, sondern auch eine Quarantäne. In dem Studentenwohnheim war Pockenalarm gegeben worden. Sauer, der sich bei den Hallenmeisterschaften schon in großer Form zeigte, war über diese Zwangspause ausgesprochen sauer...

Willy B. Wange

